

Demokratien und militärische Effektivität

Warum sich Demokratien tendenziell besser schlagen

Gewinnen Demokratien ihre Kriege häufiger und operieren sie auf dem Schlachtfeld effektiver als Nichidemokratien? Über diese Fragen ist eine Kontroverse entstanden, die nicht nur vor dem Hintergrund aktueller Kriege von Demokratien eine praktische Relevanz besitzt, sondern die auch Grundfragen der Disziplin Internationale Beziehungen berührt. Die Debatte entzündete sich dabei an den Datensätzen und an der Erklärung des Phänomens. Zwei Erklärungen wurden vorgeschlagen. Zum einen suchen sich Demokratien ihre Kriege aus, zum anderen schlagen sie sich auch effektiver auf dem Schlachtfeld. Kritiker halten dagegen die Daten für fehlerhaft und den Kausalmechanismus für nicht tragfähig. Die Debatte ist noch nicht zu Ende. Sie weist aber als Zwischenergebnis darauf hin, dass das Konzept militärischer Macht in den Internationalen Beziehungen unterdeterminiert ist. Über materielle Faktoren hinaus ist auch der Regimetyp für die Bestimmung militärischer Effektivität notwendig.

»There is something about democratic regimes that makes it easier for them [...] to achieve victory [...].«
(Reiter/Stam 1998: 259)

»In sum, democracy matters relatively little, if at all, in explaining whether states wisely select and then win their wars.«
(Desch 2002: 25)

»This in turn [...], means that the validity of the democratic effectiveness thesis per se must be considered unresolved in light of our findings.«
(Biddle/Long 2004: 541)

1. Einleitung¹

Demokratien haben eine größere Chance, zwischenstaatliche Kriege zu gewinnen. Diese Beobachtung macht erstmals David Lake in seinem Aufsatz *Powerful Paci-*

1 Für sehr hilfreiche Kommentare und Anregungen danke ich besonders den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern der ZIB, der ZIB-Redaktion sowie meinen Kollegen in der HSFK: Claudia Baumgart, Matthias Dembinski, Anna Geis, Bernd Kubbig, Harald Müller, Hajo Schmidt, Niklas Schörnig, Daniela Schüngel, Wolfgang Wagner, Rudi Witzel und Jonas Wolf.

fists.² Zu einem ähnlichen Schluss kommen Dan Reiter und Allan Stam in ihrem Buch *Democracies at War*.³ Demokratien »beginnen fast nie Kriege, die sie verlieren werden« (Reiter/Stam 2002: 28). Dies sind überraschende Ergebnisse, die gegen die weit verbreitete Meinung sprechen, Demokratien seien militärisch schwach und scheutzen die militärische Auseinandersetzung.⁴ Michael Desch dagegen kritisiert diese Thesen und legt dar, dass die Regierungsform kaum eine Relevanz für das Gewinnen von Kriegen besitzt (Desch 2002). In der Folge ist zwischen den Anhängern und Kritikern der These von der demokratischen Kriegsüberlegenheit ein Streit über die empirischen Ergebnisse und die theoretischen Erklärungsmöglichkeiten entbrannt.⁵ Die Kontroverse ist noch nicht zu Ende. Aber als ein Zwischenergebnis ist ein besseres Verständnis von *militärischer Macht* in den internationalen Beziehungen entstanden. Nicht nur technologische Ausstattung und materielle Überlegenheit determinieren die militärische Leistungsfähigkeit von Armeen, auch die Regierungsform und die Implementierung moderner Doktrinen des Streitkräfteinsatzes sind entscheidende Faktoren. Abschätzen lässt sich militärische Stärke nicht anhand von Siegen, sondern besser mit der *militärischen Effektivität* von Streitkräften.

Im Folgenden wird zunächst die Relevanz der Literatur über die demokratischen Kriegserfolge dargelegt. Sie berührt drei wichtige Schnittpunkte in den Internationalen Beziehungen (IB) und der praktischen Politik: Theorien des demokratischen Friedens, die Kriegsursachenforschung und das Verständnis *militärischer Effektivität*. In zwei weiteren Teilen werden die empirischen Ergebnisse vorgestellt und die Kausalmechanismen erläutert, die Demokratien zur Kriegsführung bewegen und ihre militärische Effektivität begründen. Daraufhin werden die Einwände der Kritiker und Agnostiker näher betrachtet. Der Überblick schließt mit einem Zwischenergebnis der Debatte im Hinblick auf den militärischen Machtbegriff in den Internationalen Beziehungen und der praktischen Grenze der militärischen Fähigkeiten von Demokratien.

2. Verfechter, Kritiker und Agnostiker der »demokratischen Kriegstheorie«

Warum gewinnen Demokratien ihre Kriege? Warum sind einige Staaten besser auf dem Schlachtfeld als andere? Gibt es einen Zusammenhang zwischen Regimetyp und militärischer Leistungsfähigkeit? Gibt es Eigenschaften, die nur Demokratien eigen sind und die sie militärisch überlegen gegenüber anderen Regimetypen

-
- 2 Lake (1992: 24, 30, 32). Sie gewinnen ihre Kriege in einem Verhältnis von vier zu eins (Lake 1992: 32).
 - 3 Demokratien gewinnen zu 93% wenn sie angreifen und zu 63% wenn sie angegriffen werden, Reiter/Stam (2002: 28-29).
 - 4 Die Autoren führen unter anderen E. H. Carr, George Kennan, und Walter Lippmann als Vertreter dieser Auffassung an. In Bezug auf Demokratien und internationalen Terrorismus, vgl. jüngst Betts (2002).
 - 5 Beteiligte sind Reiter/Stam (2003), Lake (2003), Choi (2003) und Desch (2003). Brooks (2003) und Biddle/Long (2004) haben die Kontroverse aufgegriffen.

machen? Wie generieren Staaten militärische Macht? Diese wichtigen Fragen stehen im Zentrum einer mittlerweile sehr umfangreichen – theoretisch reichhaltigen, empirisch aber dürftigen – politikwissenschaftlichen Literatur, die sich mit dem Ausgang von Kriegen und der Anwendung militärischer Macht durch Demokratien beschäftigt. In dieser Literatur wird nach den spezifisch demokratischen Faktoren gesucht, die über Sieg und Niederlage in Kriegen und Schlachten mitentscheiden. Die daraus abgeleiteten Thesen können auch als eine vorläufige *Theorie demokratischer Kriegsführung* zusammengefasst werden. Sie stellt einen Zusammenhang zwischen Regimetyp und militärischer Fähigkeit her und trägt so zur Bestimmung der *militärischen Effektivität* von Staaten im Allgemeinen bei. Die Klärung dieser Fragen ist nicht nur für Theorie und Praxis der internationalen Beziehungen wichtig, sondern hat auch eine praktische Relevanz in der militärpolitischen Forschung, wenn es darum geht, einen Maßstab zur Messung militärischer Potenziale zu entwickeln und daraus entsprechende Verteidigungspolitiken zu formulieren.⁶

Zwei kontroverse Kausalmechanismen wurden von den Verfechtern der These der militärischen Überlegenheit von Demokratien identifiziert. Zum einen fanden sie einen Selektionseffekt. Demnach beginnen Demokratien nur Kriege, wenn sie sicher sind, diese auch zu gewinnen (Lake 1992; Reiter/Stam 2002, 2003). Die politischen Institutionen von Demokratien verhindern, dass Regierungen die »falschen« Kriege wählen, in denen sie keine Aussicht auf Erfolg haben. Zum anderen werden die Argumente ins Feld geführt, dass Demokratien dank ihrer politischen Kultur eine bessere Wahl bei der Kriegsstrategie treffen, die Motivation der Soldaten höher ist und die individuelle militärische Führung von Demokratien vorteilhafter ist. Sie zeichnen sich damit durch eine höhere militärische Effektivität aus. Sie gewinnen deshalb nicht nur die Kriege, die sie beginnen, sondern auch diejenigen, in denen sie die Angegriffenen sind.⁷ Zusammengefasst zeichnen sich Demokratien durch eine überlegene militärische Effektivität aus, und immer ist es ein demokratiespezifischer Mechanismus, so die These, der dies bedingt.

Kritiker halten dagegen, dass erstens die empirischen Daten nicht aussagekräftig sind und nur eine Verzerrung in der Fallauswahl zu den die Demokratien begünstigenden Ergebnissen geführt hat. Zweitens halten sie die kausalen Mechanismen nicht für schlüssig (Desch 2002, 2003; Brooks 2003). Für sie gilt immer noch die alte Formel, dass militärische Macht in der materiellen Form durch Truppenstärke, militärindustrielle Produktion, Militärausgaben und Bevölkerungszahl den Kriegs-

6 Gerade die Fehleinschätzung militärischer Stärke hat in den jüngsten Militäroperationen immer wieder bei Experten und Laien zu falschen Prognosen bezüglich der Dauer von Kriegen und der Höhe erwarteter Opferzahlen geführt. Das Fehlen wissenschaftlicher militärpolitischer Analysen von Militäroperationen und des Net-Assessments von Strategien mag mit dazu beigetragen haben, dass die deutschsprachige IB solche Fragen bislang nicht behandelt und diesen Debattenstrang nicht aufgenommen hat. Auch die deutschsprachige Nischendisziplin der Strategischen Studien hat sich dieser Grundlagenfrage nicht zugewandt.

7 Stam (1996); Lake (2003); Reiter/Stam (1998, 2002, 2003); Choi (2003).

ausgang besiegt (Desch 2002: 7, 13). Der Regimetyp besitzt, den Kritikern nach, *kaum* eine Bedeutung.⁸

Die Agnostiker in der Debatte halten die Variable »Regimetyp« zwar für notwendig und relevant, um den Ausgang von Kriegen zu erklären. Bei der Bewertung der relativen Bedeutung des Regimetypes sind sie jedoch vorsichtiger.⁹ Risa Brooks (2003) sowie Stephen Biddle und Stephen Long (2004) kritisieren die Operationalisierung der Variablen und den Mechanismus der Generierung militärischer Macht. Sie machen die Wirkung vom demokratisierungstheoretischen Blickwinkel abhängig. Sie kritisieren darüber hinaus die Operationalisierung der Schlüsselvariable »militärische Effektivität« sowohl durch die Kritiker als auch die Verfechter der These und schlagen andere Testmethoden vor. Statt den Sieg in Kriegen anhand von Großstrategien und wirtschaftlichem Reichtum zu untersuchen, so argumentieren sie, sollte besser die operative Ebene des Krieges erforscht werden. Im Gefecht, wenn sich militärisch organisierte Kräfte gegenüberstehen, zeigen sich im Vergleich die eigentlichen militärischen Stärken und Schwächen von Streitkräften.¹⁰ Nur so lasse sich die *militärische Effektivität* messen und bestimmen, ob die Streitkräfte eines Staates militärisch überlegen sind oder nicht.

Eine vollendete Theorie über das Zustandekommen demokratischer Erfolge und Niederlagen in Militäroperationen ist noch nicht entstanden. Das war auch nicht das Ziel der Diskussion, die mit der Beobachtung von Lake (1992) begann, dass Demokratien ihre Kriege gewinnen. Wohl aber hat die Literatur dazu beigetragen, den – gerade für die Internationalen Beziehungen – wichtigen Faktor »militärische Macht«, sein Zustandekommen, seine Anwendung und seine Wirkung, besser zu verstehen. Es ist daher für sicherheitspolitische Theoretiker und Praktiker in Zeiten großer und kleiner Kriege ratsam, die aktuelle Literatur über militärische Macht und militärische Effektivität von Demokratien noch einmal in einer Gesamtschau zu betrachten.

3. Relevanz und Einordnung der Literatur: die Schnittpunkte der Debatte

Durch die Forschung über die Theorien des demokratischen Friedens sind als Nebenprodukt kontroverse Thesen der demokratischen Kriegsführung entstanden. Sie sind in der deutschsprachigen IB einschließlich der Strategischen Studien, der Friedensforschung und der *policy*-orientierten sicherheitspolitischen Forschung kaum beachtet worden. Dieser Forschungsstrang möchte nicht erklären, warum Demokratien gesetzmäßig keine Kriege gegeneinander führen, oder beweisen, dass sie insgesamt friedlicher sind als Nichtdemokratien. Stattdessen ist sein Kern die bemerkenswerte Beobachtung, dass Demokratien nahezu alle Kriege gewinnen, in

8 Der Aufsatztitel von Desch (2002), Democracy and Victory: Why Regime Type Hardly Matters, enthält diese Relativierung.

9 Biddle/Long (2004: 541), Biddle/Zirkle (1996) und Brooks (2003).

10 Stam (1996); Biddle (2004, 2001); Biddle/Long (2004); Reiter/Stam (2002) tun dies in Kapitel 3.

welchen sie als Aggressoren oder als Überfallene beteiligt sind.¹¹ Offensichtlich korrelieren militärische Effektivität und Regimetyp. Daher stellen sich die Fragen, was die Ursache dafür ist, ob die empirische Aussage überhaupt stimmt und wie der Zusammenhang methodisch am besten überprüft werden kann.

Die Debatte könnte damit ein neues Kapitel in der Außenpolitikforschung von Demokratien aufschlagen. Der Forschungsfokus verschiebt sich. Nicht Kriegsursachen, sondern die Kriegsausgänge sind das Rätsel. Das Ergebnis von Kriegen wiederum wurde von der Disziplin schon lange als entscheidend für die Gestalt des internationalen Systems betrachtet. Als Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage schält sich die *militärische Effektivität* von Staaten heraus.

Zwar wird häufig das Argument vorgebracht, dass die Bewertung staatlicher, konventioneller Militärpotenziale in Zeiten eines »globalen Krieges gegen den Terrorismus« keine Relevanz mehr habe und kleine Kriege andere militärische Fähigkeiten erfordern. Dieser Annahme ist jedoch nur bedingt zuzustimmen. Erstens werden konventionelle Militäroperationen und -potenziale auch weiterhin die *wichtigste* Rolle in Konflikten niedriger bis höchster Intensität spielen. Selbst in Afghanistan waren konventionelle Fähigkeiten ebenso entscheidend, um die Taliban-Regierung zu stürzen, wie sie es in ethnischen Konflikten (Balkan, Eritrea, Kongo etc.) auch weiterhin sein werden, in denen es um die territoriale Kontrolle geht. Zweitens gibt es ausreichend Konflikttherde, die in konventionelle Kriege münden können (z. B. Indien, Pakistan, Naher Osten). Drittens sind konventionelle Fähigkeiten auch in Konflikten höchster Intensität, in denen es zum Einsatz von ABC-Waffen kommt, erforderlich. Was zählt, sind weiterhin Truppen auf dem Boden (Stabilisierungs- und *Peacekeeping-Kräfte*) und konventionelle Kriegsführungsfähigkeiten (siehe hierzu Biddle 2004: 7-9). Die eigene militärische Effektivität und die anderer Staaten richtig einzuschätzen, ist daher trotz der Debatte über kleine Kriege (vgl. hierzu u. a. Daase 1999; Schlichte 2002; Hasenclever 2002) immer noch notwendig für sicherheitspolitische Theoretiker wie Praktiker. Die Debatte über die militärische Effektivität von Demokratien behandelt daher zu Recht ausschließlich zwischenstaatliche Kriege und macht keine Aussagen über die Konfliktdynamiken *in Staaten*.

Dabei steht die Frage nach den Ursachen militärischer Macht in der Schnittmenge dreier wichtiger Debattenstränge der Internationalen Beziehungen. Sie berührt die Theorien des demokratischen Friedens genauso wie die Thesen der Kriegsursachenforschung und tangiert ebenfalls Überlegungen, die der Frage nachgehen, wie militärische Potenziale gemessen werden können und welche praktischen militärpolitischen Konsequenzen dies nach sich zieht.

11 Demokratien gewinnen ihre Kriege zu 82% nach der Auswertung von Lake (1992), zu 71% nach der Zählweise von Reiter/Stam (2002) und zu 57%-67% nach der Statistik des Kritikers Desch (2002). Siehe dazu den Überblick von Desch (2002: 9, 15).

3.1. Theorien des Demokratischen Friedens

Demokratie und der Erfolg in Kriegen scheinen zu korrelieren. Dieser bemerkenswerte Zusammenhang wiederum wurde in die jüngste Debatte des demokratischen Friedens¹² und der Kriegsursachenforschung eingespeist.¹³ Aus gutem Grund. Denn wenn Demokratien nur Kriege beginnen, die sie auch sicher gewinnen können, so die erste These einiger Vertreter, dann hat dies weit reichende Konsequenzen für die Fragen, wie *Demokratien* Kriege führen und vor allem *warum* sie Kriege beginnen und *welche* Feldzüge sie vermeiden.¹⁴ Die monadische Variante der Theorien des demokratischen Friedens, die behauptet, Demokratien seien intrinsisch friedlicher, würde teilweise zur Disposition stehen. Demokratien brechen – zugespitzt formuliert – hauptsächlich nur opportunistische Kriege vom Zaun, und dies nur, weil sie militärisch in der Lage dazu sind. Das Außenverhalten von Demokratien stünde damit in einem Zusammenhang mit der Generierung und Anwendung militärischer Macht. Demokratien, so die zweite These in der Debatte, sind auch in der *Anwendung* militärischer Macht besser als andere Staaten. Sie besitzen eine höhere *militärische Effektivität*, eine bessere Kampfkraft. Wenn dieser demokratiemilitärische Befund stimmt, dann wäre dies starkes Störfeuer für die Anhänger der mondaischen Variante des demokratischen Friedens, aber Leuchtmunition für ein Forschungsprogramm, das gerade nach diesen Widersprüchen in der demokratischen Friedensdisposition sucht.¹⁵

3.2. Kriegsursachenforschung und die »Offensive-Defensive«-Debatte

Von den Auswirkungen des Befundes sind nicht allein die Theorien des demokratischen Friedens betroffen. Sie berühren ebenfalls die Kriegsursachenforschung; insbesondere hier die Theorie der »Offensive-Defensive«.¹⁶ Die »Offensive-Defensive«-Debatte beschäftigte sich lange mit der Frage, welche technologischen Neuerungen abwechselnd den Angreifer oder den Verteidiger stärken und damit zu Rüstungswettläufen, Instabilitäten, Krisen und letztlich Krieg führen, wenn das militärtechnologische Gleichgewicht gestört wird. Dass die unterschiedliche Verteilung von militärischer Macht die Ursache von Kriegen im internationalen System sein kann, ist für die Theorien der internationalen Beziehungen nichts Neues. Aber dass der Regimetyp Demokratie als eigener Faktor dazu beträgt, weil er den *Streitkräfte-einsatz* und die *militärische Effektivität* und damit das militärische Gleichgewicht beeinflusst, ist übersehen worden. Bislang spielt, ganz im Sinne der Neorealisten, nur

12 Lake (1992); für einen Überblick zu den Theorien des demokratischen Friedens siehe Geis (2001); Henderson (2002).

13 Im Zentrum der Debatte stehen das Buch von Reiter/Stam (2002) sowie die Beiträge von Desch (2002, 2003), Lake (2003) und Reiter/Stam (2003)

14 Für diese These stehen Reiter/Stam (2002, 2003).

15 Müller (2002); Brown (2003); Henderson (2002); Chojnacki (2003).

16 Adams (2003); Biddle (2001); Brown et al. (2002); Lynn-Jones (1995); Van Evera (1998, 1999); Glaser/Kaufmann (1998).

die materielle militärische Macht in Form von Truppenstärke und Technologie eine Rolle. Der militärische Machtbegriff ist materiell und damit leicht quantifizierbar. Die Art und Weise, wie Streitkräfte (*force employment*) eingesetzt werden, kommt in dieser Debatte zu kurz.¹⁷ Erst mit konstruktivistischen Untersuchungen von Sicherheitspolitik wird diesem Faktor als unabhängige Variable Aufmerksamkeit zuteil.¹⁸ Damit rückt nicht nur Technologie oder numerische Überlegenheit in den Fokus der Analyse von Kriegsausgängen, sondern auch der *Streitkräfteeinsatz*, also Doktrin, Taktik und Organisation von Streitkräften. Dieser wiederum ist, so argumentiert der konstruktivistische Ansatz zur Sicherheitspolitik, abhängig von den politischen Institutionen und der militärischen Kultur und damit abhängig vom Regimetyp.¹⁹ Die »Offensive-Defensive«-Debatte hat sich »konstruktivistischen« Variablen geöffnet. Nicht nur der materielle Reichtum oder die Offensive begünstigende Technologien spielen für das militärische Gleichgewicht nunmehr eine Rolle, auch der Regimetyp beeinflusst über die militärische Effektivität die Kriegsursachen. Die Debatte erhält folglich eine erweiterte theoretische Grundlage und einen neuen Kausalmechanismus (Biddle 2001: 750). Der Mechanismus verläuft hier beginnend mit dem Regimetyp via politische Institutionen und Kultur zur *militärischen Effektivität*.

3.3. Policy-Relevanz – Die Konstruktion militärischer Effektivität

Die dritte Schnittmenge tangiert die Frage, wie militärische Macht gemessen werden kann. Dies ist nicht nur für die Theorien des Mächtegleichgewichts, der Abschreckung, der Rüstungskontrolle oder die Kriegsursachenforschung bedeutsam, sondern für alle Debatten und Anwendungen, in denen ein Vergleich militärischer Gewaltpotenziale gezogen wird. In den IB wird der militärische Machtbegriff als Unterkategorie von Macht häufig als militärische Fähigkeit oder Kapazität in materieller und numerischer Form operationalisiert.²⁰ Bekannte Indikatoren der militärischen Macht sind Verteidigungsausgaben, Truppenanzahl, Waffenausrüstung, Stahlproduktion und Bevölkerungsgröße. Während zugestanden wird, dass sich militärische Macht in allgemeiner Form aus verschiedenen Quellen (weiche wie harte Faktoren) speisen kann, spielen meist nur Quantität und Qualität militärischer Hardware eine Rolle, wenn es um »harte« militärische Kapazitäten geht. Selbst der Indikator Qualität wird

17 Die Ausnahme bilden Mearsheimer (1983), Stam (1996) und Reiter/Meek (1999), die, allerdings auf Hans Delbrück basierend, nur sehr krude zwischen »Niederwerfungsstrategie« und »Ermittlungsstrategie« unterscheiden. Reiter/Meek (1999: 366) nehmen noch eine dritte Kategorie, die »Bestrafungsstrategie« hinzu. Sie richtet sich nicht direkt gegen militärische Kräfte, sondern gegen den Willen und die Entschlossenheit des Gegners.

18 Posen (1984); Kier (1995, 1997); Rosen (1995); Farrell/Terriff (2002); Pollack (2002); Farrell (2001, 1998, 1996); Rynning (2001).

19 Posen (1984); Kier (1995); Johnston (1995); Katzenstein (1996); Farrell (1996). Einen Überblick bieten Farrell (1998), Gray (1999) und Lantis (2002).

20 Vgl. den Überblick bei Baldwin (2002), Albrecht/Hummel (1990) und die Dokumentation »National Material Capabilities« des »Correlates of War«-Projektes (COW) durch Singer (1988).

oft materiell etwa in Form von Verteidigungsausgaben pro Soldat quantifiziert.²¹ Letztlich wird militärische Macht von Neorealisten wie Konstruktivisten gerne verkürzt auf materielle wie technologische Überlegenheit zurückgeführt, die beide wiederum auf wirtschaftlichen Reichtum reduziert werden. Doch auch militärische Macht speist sich aus weichen Quellen wie Strategie, Doktrin und Taktik, kurz: der Verwendung von Streitkräften oder dem Streitkräfteeinsatz. Die nichtmaterielle Komponente militärischer Gewaltmittel in der Form von Strategie und Taktik bleibt in der Literatur unterbelichtet. Eine höhere Faktorenausstattung (Militärpersonal, Stahlproduktion etc.) eines Landes korreliert *nicht* – auch wenn dies kontraintuitiv erscheint – mit einer höheren Wahrscheinlichkeit, einen Krieg zu gewinnen. Militärische Kapazitäten sagen rein *gar nichts* über die militärische Effektivität aus.²²

Eine Analyse militärischer Macht, die sich auf die materielle Ausstattung und deren Qualität konzentriert, lässt noch keine Aussage zu, ob diese kompetent oder dilettantisch angewendet wird oder ob Streitkräfte ihre Mission erfüllen können. Die statistischen Untersuchungen von Ralph Rotte und Christian Schmidt (2003) sowie Stephen Biddle (2004) zeigen sogar, dass es keinen Zusammenhang zwischen militärischem Sieg und zahlenmäßiger oder technologischer Überlegenheit gibt: »On average, flipping a coin would predict the outcome 50 percent of the time; a powerful theory should outperform a coin toss by a wide margin« (Biddle 2004: 21). Rein numerische militärische Kräftevergleiche sind wenig aussagekräftig. Der Methode des Streitkräftevergleiches ist dieses Problem nicht unbekannt, nur sind bisher auch keine Schritte unternommen worden, um es zu lösen oder den quantitativen Bias zu reduzieren.²³ Ein militärischer Machtbegriff, der sich nur auf Wirtschaftsleistung, Militärausgaben, Truppenstärke oder Technologie stützt, ist irreführend.²⁴ Dies ist nicht nur problematisch für den wissenschaftlichen *militärischen* Machtbegriff, wenn er, wie in der Politikwissenschaft üblich, rein materiell verstanden wird, sondern auch für die praktische Politik, den militärischen Kräftevergleich und den militärischen Zweig der *Operations Research*.

-
- 21 Übersehen wird dabei, dass kapitalintensive Streitkräfte (Marine, Luftwaffe oder Nuklearstreitmächte) höhere Militärausgaben aufweisen und damit das Ergebnis verzerrn, gleichzeitig aber nicht notwendigerweise militärisch effektiver sind, vgl. u. a. Wendt/Barnett (1993); Eyre/Suchman (1996); Gartzke (2001).
- 22 Lake (1992: 32); Biddle (2004: 21); Rotte/Schmidt (2003); Lake (1992: 31-32) stellt fest, dass der Regimetyp ein besserer Indikator für den Kriegsausgang ist als materielle Faktoren, wenn Demokratien beteiligt sind. Vgl. besonders Biddle (2004). Studien, die sich nur auf die harten Faktoren stützen, greifen zu kurz, vgl. z. B. Meinken (2005).
- 23 Eine der wenigen Ausnahmen sind Mearsheimer (1983), Stam (1996) und Biddle (2004).
- 24 Biddle (2004: 20-25); Biddle korreliert jeweils das BSP, Bevölkerungsanzahl, Truppenstärke, Militärausgaben und den »Composite Index of National Capabilities« (CINC) mit den »Correlates of War« Daten (COW) und kommt zu dem Ergebnis, dass ein Münzwurf nicht unbedingt eine schlechtere Voraussage über den Kriegsausgang trifft (Biddle 2004: 2, 21). Die militärsoziologischen Ansätze, die sich militärischer Qualität über die Motivation, Moral und die Kohärenz der Truppe nähert, lassen ebenfalls nur bedingte Schlüsse auf die militärische Effektivität zu. Zu dieser Schlussfolgerung kommt jedenfalls auch Kier (1998: 18). Siehe zu den soziologischen Ansätzen militärischer Effektivität Marshall (1947, 2000); Moskos (1970); Janowitz (1964).

Ein großer Teil der militärpolitischen Literatur und die Analyse von Militärmächten und ihren Machtprojektionsfähigkeiten, die sich gerade auf solche Daten (z. B. IISS Military Balance, SIPRI Yearbook, oder CINC) stützt, führt daher zu Fehleinschätzungen und zu falschen Politikempfehlungen. Besonders die Befürworter einer technologiezentrierten Militärpolitik setzen im Zuge der Debatte um die »Revolution in Military Affairs« oder die »Transformation« von Streitkräften möglicherweise auf einen Faktor, der empirisch nicht so sehr ins Gewicht fällt: »We find no evidence that technological superiority has ever achieved the status of a factor that is exclusively responsible for winning battles« (Rotte/Schmidt 2003: 189).²⁵ Diese Erkenntnis impliziert wichtige Auswirkungen für die aktuelle Frage, ob Streitkräfte den technologischen Weg der Transformation beschreiten sollen, der hohe Investitionen in den Bereichen Präzisionsmunition, Vernetzung, Aufklärung und Kommunikation erfordert. Wenn sich jedoch herausstellt, dass Technologie nicht der alleinig ausschlaggebende Faktor ist, sind die Verteidigungsausgaben möglicherweise besser in Ausbildung und Training angelegt – oder es muss eine ganz andere Balance gefunden werden, als die von Technologieenthusiasten vorschlagene.²⁶ Die Debatte über die militärische Effektivität von Demokratien, die zu einem besseren Verständnis militärischer Macht und ihrer Abhängigkeit vom Regimetyp geführt hat, bietet die Chance zur Korrektur einer technologie- oder netzwerkzentrischen Militärpolitik.

Zuletzt ist es außerordentlich wichtig, dass sich Demokratien über ihr militärisches Potenzial sowie dessen Quellen und Eigenschaften im Klaren sind. Dies ist deshalb bedeutend, weil zum einen Demokratien an zahlreichen Kriegen in den letzten Jahren beteiligt waren. Zum anderen besteht ein Zusammenhang zwischen der militärischen Fähigkeit eines Regimetyps und der Entscheidung zum Krieg, der in der Forschung noch ausführlicher zu thematisieren sein wird.

4. *Die Empirie und der Kausalmechanismus der militärischen Überlegenheit von Demokratien*

Michael Desch etikettiert die Befürworter der These, dass es Demokratien irgendwie leichter fällt, aus Kriegen siegreich hervorzugehen, als »demokratische Triumphia-

-
- 25 Siehe auch Reiter/Stam (2002: 134-135). Moderne Waffentechnologie alleine ist für einen Sieg nicht ausreichend, wenn beide Gegner die elementaren taktisch-operativen Fähigkeiten, das »moderne System« (Biddle 2004) der Kriegsführung des 20. Jh., beherrschen. Moderne Militärtechnologie wirkt jedoch wie ein Keil zwischen Armeen, die solche Fertigkeiten implementiert haben und solchen, die das »moderne System« nicht beherrschen (Biddle et al. 1999). Die Fähigkeit, das »moderne System« zu implementieren und damit die Steigerung der militärischen Effizienz zu ermöglichen, hängt von der Staatsform ab; ausführlich zu diesem Punkt Biddle (2004: 48-51), Biddle/Long (2004) und Biddle/Zirkle (1996). Sie alle zeigen, dass es weniger auf die technologische Überlegenheit ankommt als auf die überlegenen militärischen *Fertigkeiten*.
- 26 Siehe hierzu auch die Empfehlungen in Biddle (2002); Scales Jr. (2003); Krepinevich (2003); Cordesman (2003: 173-177); Murray/Scales (2003: 234f).

listen« (Desch 2002: 6). Obwohl David Lake es mit seiner frühen Studie gar nicht darauf angelegt hat, diese These zu bestätigen (Lake 2003: 155) – vielmehr wollte er zeigen, wie Mechanismen der Rentenökonomie zu einer imperialen Außenpolitik führen –, gehört er in dieses Lager. Denn nebenbei war er der Erste, der, unabhängig von den Theorien des demokratischen Friedens, am Rande entdeckte, dass es eine Tendenz von Demokratien gibt, Kriege zu gewinnen: »democracies are more likely to prevail in wars with autocratic states« (Lake 1992: 32). Die Häufigkeit seiner Beobachtung konnte sich sehen lassen: »for every four [wars] they win, they lose one« (Lake 1992: 32). Reiter und Stam gehören mit ihrem Buch *Democracies at War* ebenfalls in dieses Lager. Sie stellen neben Freiheit, Wohlstand und Friedfertigkeit eine vierte Tugend von Demokratien fest. Demokratien gewinnen ihre Kriege: »Since 1815, democracies have won more than three quarters of the wars in which they have participated« (Reiter/Stam 2002: 2). Sie stellen fest, dass Demokratien ertens ihre Kriege überlegter aussuchen und dass sie zweitens auch militärisch effektiver handeln und daher insgesamt häufiger gewinnen.

4.1. Gewinnen Demokratien ihre Kriege häufiger? Die Daten, Tests und der Kausalmechanismus von Lake

Lake (1992) untersucht zunächst alle von COW erfassten Kriege zwischen 1816 und 1991. Davon werden nur die Kriege gezählt, die zwischen Demokratien (Demokratiewert ≥ 6 auf dem Polity II Index von 1990) und Autokratien geführt wurden. Damit verfügt seine Studie über 30 Fälle. Weil drei Kriege²⁷ als ein Unentschieden gewertet werden und der spanisch-amerikanische Krieg nicht mitgezählt wird, reduziert sich die Fallanzahl auf 26 (Lake 1992: 31). Davon gehen in 21 Fällen (81%) Demokratien siegreich hervor, und nur fünfmal (19%) gewinnen Nichtdemokratien den Krieg: »In other words, democratic states, either singly or in combination with other states, have won four times as many wars as autocratic states.« (Lake 1992: 31)

Da in diesen Kriegen gemischte Allianzen vorkommen, also Militärbündnisse, in denen auf einer Seite sowohl Demokratien wie Nichtdemokratien gegen Nichtdemokratien kämpften und siegreich hervorgingen, ist nicht immer eindeutig, wem der Hauptanteil am Sieg gebührt.²⁸ Lake listet daher in einem zweiten Durchgang (Lake 1992: 31, Tabelle 2) nicht mehr die Kriege, sondern jeden Kriegsteilnehmer einzeln auf und verbucht dann Sieg oder Niederlage je nach Regierungsform. Damit erhöht sich die Fallzahl auf 121, weil nicht mehr Sieg und Niederlage von Bündnissen, sondern die Kriegsbeteiligung der Staaten gezählt wird. Auch hier ist die Korrelation zwischen Regimetyp und Triumph in Kriegen nach Lakes Auffassung robust. Die

27 Der Korea-Krieg (1950-1953), der israelisch-ägyptische Krieg (1969-70) und der israelisch-syrische Krieg (1982).

28 Zum Beispiel verweist die neuere historische Forschung noch einmal auf die Bedeutung der sowjetischen Kriegsanstrengungen für den Ausgang des Zweiten Weltkrieges (Overy 1996).

Tendenz, dass Demokratien eher gewinnen (54%) und Autokratien verlieren (46%), wird erneut bestätigt (Lake 1992: 31).

In einem dritten Experiment ersetzt Lake die dichotome Variable »Regimetyp« durch die Polity II Skala mit den Demokratiewerten von 0 (Nichtdemokratie) bis 11 (Demokratie). Danach sind die Sieger der 26 Kriege im Schnitt mit 5,6 auf der Skala gerade noch demokatisch, die 51 Besiegten aber mit einem Demokratiewert von 2,55 eindeutig undemokatisch.

Um sicher zu gehen, dass die entdeckte Beziehung zwischen Regimetyp und dem Gewinnen von Kriegen nicht zufällig korreliert oder von dritten Variablen verursacht wird, untersucht Lake weitere Faktoren, die einen Einfluss auf die Beziehungen haben könnten. Neben der Regierungsform, die zunächst kontraintuitiv verantwortlich für kriegerische Siege erscheint, untersucht Lake kontrollierend die klassischen Variablen wie die Größe des Streitkräftepersonals als Indikator für militärische Stärke, Eisen- und Stahlproduktion als Stellvertreter für Industriekapazität und die Frage, wer Aggressor war und wer angegriffen wurde als Dummyvariable. Er kommt wie Biddle (2004: 20-25) in seinem Buch über militärische Macht zu der statistischen Erkenntnis, dass im Gegensatz zum Regierungstyp »Demokratie« weder militärische noch wirtschaftliche Stärke statistisch relevant für den Kriegsausgang ist (Lake 1992: 31-32). Erstaunlicherweise zeigen Lakes Daten, dass in Kriegen zwischen Demokratien und Autokratien der autokratische Aggressor unterliegt. Das bedeutet, dass Demokratien außergewöhnlich gut Krieg führen können. Sie sind nicht nur siegreich, wenn sie Kriege beginnen, sie gewinnen selbst aus einer nachteiligen Position heraus, wenn sie angegriffen werden und der Angreifer den Vorteil der strategischen Überraschung ausnutzt (vgl. Betts 1982; Handel 2003).

Seine eindrucksvollen empirischen Ergebnisse bewertet Lake dennoch sehr vorsichtig: »The failure of these alternative explanations [militärische Stärke, Stahlproduktion etc.] to predict victory does not imply that common sense or previous research is wrong. Rather it highlights the exceptional nature of war between democracies and autocracies« (Lake 1992: 32). In solchen Konflikten, so Lake, sind diese traditionellen Indikatoren militärischer Macht weniger entscheidend für den Kriegsausgang als die Regierungsform der Kriegsbeteiligten.

Lake und Reiter/Stams empirische Daten (siehe unten) liegen nicht weit auseinander und sie stimmen in ihrer Konklusion überein: Demokratien haben eine bessere militärische Performanz und gewinnen überlegen ihre Kriege. Die Autoren unterscheiden sich jedoch etwas in der Erklärung des Phänomens. Die ihren Begründungen zugrunde liegenden Mechanismen, die zur militärischen Überlegenheit von Demokratien führen sollen, variieren.

Lake ging es mit seiner Studie zunächst nur darum, zu zeigen, dass die mikroökonomische Theorie des *rent-seeking* eine Grundlage für die Erklärung expansiver Außenpolitik bietet. Verkürzt dargestellt fällt es autokratischen Staaten leichter, Werte auf Kosten der Bevölkerung auf ihrem Territorium zu extrahieren. Alle Staaten neigen zwar grundsätzlich dazu, durch imperiale Eroberungspolitik ihr Territorium vergrößern zu wollen. Im Unterschied zu Nichtdemokratien begrenzen jedoch die Gesellschaft und die Institutionen die Extraktionsfähigkeit des Staates in Demo-

kratien: »The relatively low cost of political participation in democracies constrains the state's rent-seeking ability, whereas the relative high cost of political participation in autocracies frees the state to earn rents« (Lake 1992: 24, 26). Der gleiche mikroökonomische Mechanismus, der, eingeschränkt durch die Partizipationschancen in Demokratien, die Bürger vor der Ausbeutung durch den eigenen Staat bewahrt, führt nach Lake (1992: 30) auch umgekehrt dazu, dass Demokratien nicht nur keine Kriege gegeneinander führen, sondern dass sie auch besser kämpfen, wenn sie angegriffen werden. Weil demokratische Regierungen erstens weniger ökonomische Verzerrungen durch demokratisch kontrolliertes *rent-seeking* verursachen und damit mehr Ressourcen für die nationale Sicherheit zuweisen können, ihre Politiken deshalb zweitens größeren Rückhalt in der Bevölkerung besitzen und sie drittens überlegene Allianzen schmieden können, sind ihre Chancen, gegen Autokratien in Kriegen zu gewinnen, signifikant größer (Lake 1992: 30).

4.2. Gewinnen Demokratien ihre Kriege häufiger? Die Daten, Tests und der Kausalmechanismus von Reiter und Stam

Reiter und Stam (2002, 2003) kommen zu einem ähnlichen Ergebnis wie Lake. Sie führen in ihrem Buch *Democracies at War* eine Reihe statistischer Tests mit aufwendigen Modellen durch, die weit über die Möglichkeiten des Aufsatzes von Lake hinausgehen. Sie unterziehen dabei eine Vielzahl an Hypothesen weiteren statistischen Tests und Fallstudien. Sie nutzen die Daten aus COW, Polity III und HERO/CAA/CDB90.²⁹ Sie zählen dabei wie Lake keine »Unentschieden« mit, und sie lösen die beiden Weltkriege und den Vietnamkrieg in verschiedene Feldzüge mit unterschiedlich beteiligten Staaten auf, die dann einzeln als eigener »Krieg« gewertet werden. Sie unterscheiden zwischen Demokratien, Oligarchien und Diktaturen, sowie danach, ob der Staat Angreifer war oder Opfer der Aggression. Sie finden dabei ihre beiden Hypothesen, dass Demokratien sich ihre Kriege überlegter auswählen und dass sie sich auch besser schlagen, bestätigt. Reiter und Stam erklären den Mechanismus, der hinter ihren beiden Thesen des *Selektionseffektes* (Demokratien gewinnen, weil sie sich ihre Kriege aussuchen) und der *demokratischen militärischen Effektivität* (Demokratien haben eine bessere Kampfkraft) steckt, mit den *politischen Strukturen* und der *politischen Kultur* von Demokratien.

4.2.1. Die erste These: Demokratien suchen sich ihre Kriege aus

Sie untersuchen zunächst ihre erste Hypothese, die sie Selektionseffekt nennen, dass Demokratien Kriege nur beginnen, wenn sie relativ sicher sind, diese auch zu gewinnen (Reiter/Stam 2002: 19 und Kapitel 2). Daher sollten Demokratien Kriege, die sie initiieren, statistisch besonders häufig gewinnen. Die Ergebnisse sprechen wiederum

29 Zu HERO/CAA/CDB90 siehe Fußnote 35.

für sich: Staaten, die als Aggressor in die Offensive gehen und damit den Zeitpunkt des Krieges bestimmen, gewinnen diesen mit einer Chance von 3:2 unabhängig von der Staatsform. Wenn aber Demokratien einen Krieg beginnen, steigt diese Chance auf 93% (Reiter/Stam 2002: 29). Demokratien scheinen in der Tat nur die Kriege zu führen, die sie sicher gewinnen können. Werden Demokratien dagegen angegriffen, stehen ihre Chancen, sich erfolgreich zu verteidigen, immer noch bei 60%. Sie können also den temporären Vorteil eines Überraschungsangriffes des Gegners ausgleichen und sogar in einen Sieg ummünzen. Demokratien schlagen sich in der Defensive wie in der Offensive signifikant besser als Autokratien. Dies werten die Autoren als einen Hinweis auf ihre zweite Hypothese, dass Demokratien auch auf dem Schlachtfeld effektiv besser sind. Demokratien suchen sich nicht nur ihre Kriege besser aus, sie führen auch die Kampfhandlungen überlegen zu Ende.

Das »Skelett der Demokratie« (Reiter/Stam 2002: 5, 9) und der »Geist der Demokratie« (Reiter/Stam 2002: 7, 9) verhindern, dass Demokratien sich in Kriege stürzen, die nachteilig für sie sind, und führen zu einem Schub an militärischer Effektivität im Kampf. Der erste Teilmechanismus führt via des institutionellen Gefüges von Demokratien und des gesellschaftlichen Einflusses in der Außenpolitik zur Selektion der Kriege, bei denen Aussicht auf Erfolg besteht. Dabei übersetzen sich demokratische Kontrolle, Gewaltenteilung, Wahlen und öffentliche Diskussionen – wie sie auch in anderen Politikbereichen stattfinden – in eine eingehetzte und kluge Militärpolitik. Demokratische Regierungen müssen sich der Wiederwahl und damit der demokratischen Kontrolle stellen. Diese Kontrolle führt zu dem beobachteten Selektionseffekt. Demokratien wählen daher vornehmlich Kriege, die kurz sind und mit wenig Opfern geführt werden können, und sie wählen dazu vornehmlich Militärstrategien aus, die auf Bewegungs- statt auf Stellungskriege setzen, um ihre militärpolitischen Ziele zu erreichen (Reiter/Stam 2002: 38-39; Reiter/Meek 1999). Demokratien stürzen sich nicht in militärische Abenteuer, sondern überlegen reiflich und diskutieren öffentlich über die richtige Strategie und die Aussichten auf Erfolg.³⁰ Reiter und Stam greifen mit ihrer Erklärung im Kern auf die institutionellen Mechanismen der Theorien des demokratischen Friedens zurück.³¹

4.2.2. Die zweite These: Demokratien schlagen sich besser

Was aber macht Demokratien auf dem Schlachtfeld militärisch effektiver? Kämpfen sie überlegen alleine aus dem Grund, weil sie Demokratien sind? Diese Frage steht im Zentrum ihrer zweiten Hypothese, der überlegenen militärischen Effektivität von Demokratien auf dem Schlachtfeld. Dies versuchen Reiter und Stam (2002) in weite-

30 Siehe z. B. Russett (1990) zu dem Argument, dass Demokratien durch öffentliche Diskussionen einen »Marktplatz« für Ideen schaffen und damit die besseren Kriegsstrategien entwickeln.

31 Vgl. Bueno de Mesquita (2003); Auerswald (2004); Baum (2004); Fendius Elman (2000); Bueno de Mesquita/Lalman (1992); Bueno de Mesquita, et al. (1999); Prins/Sprecher (1999).

ren Kapiteln (3, 4, und 5) empirisch zu klären. Zunächst widmen sie sich der Hypothese, dass Soldaten aus liberaldemokratischen Staaten besser kämpfen als Soldaten aus geschlossenen und unfreien Gesellschaften. Der kausale Mechanismus verläuft nach Reiter/Stam wie folgt: Bürgersoldaten sind motivierter, weil sie für ihre eigene, gewählte Regierung kämpfen (Reiter/Stam 1998, 2002: 59), und weil sie aus einem politischen System stammen, das Individuum und Eigeninitiative als wertvoll erachtet und damit der einfache Fußsoldat wie auch die Offiziere zu Höchstleistungen und Innovation angetrieben werden. Daraus ergibt sich eine bessere Führungsqualität der demokratischen Streitkräfte, die nicht zuletzt auf Verdienst und Fähigkeit statt auf politischer Hörigkeit oder ethnischer Zugehörigkeit basiert (vgl. Biddle/Zirkle 1996). Schließlich sind die Anreize für Soldaten aus Autokratien, sich demokratischen Armeen zu ergeben, größer, weil sie bei einer Kapitulation weniger zu befürchten haben als umgekehrt. Zusammengefasst sollte sich das in einer höheren Kampfkraft von Demokratien niederschlagen, die sich auch empirisch nachweisen lassen muss.

Mit diesem Schritt stellen sie nicht nur einen Zusammenhang zwischen Regime-typ und Krieg her, sondern verfeinern ihre Hypothese. Die Ursache der höheren militärischen Effektivität auf dem Schlachtfeld liegt damit nicht mehr nur im Regierungssystem, sondern in der zur Demokratie gehörenden politischen Kultur (Reiter/Stam 2002: 60).³² Sie korrelieren daher die drei Variablen *Moral*, *Führungsqualität* und *Initiative* und ihren Niederschlag auf dem Schlachtfeld zwischen Demokratien und Nichtdemokratien. Sie erwarten, dass die politische Kultur einer Demokratie zu einer höheren Motivation, Führung und Initiative in der Schlacht und damit zur Steigerung der militärischen Effektivität im Vergleich zu Autokratien führt.

Moral, Führungsqualität und Initiative in militärischen Operationen

Um dies nachzuweisen, gehen Reiter und Stam im Unterschied zum ersten Test eine Analyseebene tiefer. Als Untersuchungseinheit nehmen sie nicht mehr den »Krieg«, sondern »Kampfhandlungen«. Ein Krieg setzt sich aus vielen Kampfhandlungen wie Gefechten, Schlachten und Operationen zusammen.³³ Kriege werden auf der strategischen Ebene durch eine Vielzahl von (nichtmilitärischen) Faktoren entschieden, u. a. größere Kriegskoalitionen, Ressourcen, asymmetrischer Kriegswille, Ziele oder Interessen, Diplomatie etc. Diese strategische Ebene des Krieges kann die (taktische und operative) militärische Effektivität in Kampfhandlungen verdecken. Aber damit ein Krieg gewonnen werden kann, müssen letztlich Schlachten und Gefechte gewonnen werden.³⁴ Auf dem Schlachtfeld, wenn sich die Truppen direkt gegenüberstehen, lässt sich die Kampfkraft, die militärische Effektivität von Streitkräften, direkt vergleichen: »The advantage of using the military battle as the unit of analysis [...] is

32 Zum Zusammenhang von Kultur und militärischer Effektivität, vgl. Pollack (2002); Farrell (1998); Farrell/Terriff (2002).

33 Die Schlacht ist die operative Ebene eines Krieges, vgl. Luttwak (2003); DuBois et al. (1998); Luttwak (1980).

that it helps eliminate other explanations as to why democracies win wars and isolate the precise effects of regime type on the battlefield» (Reiter/Stam 2002: 59).

Möglich gemacht wird eine statistische Untersuchung der Kampfhandlungen von Demokratien auf dem Schlachtfeld durch die – in der Militärforschung oft verwendeten, in den IB dagegen kaum bekannten – Datenbank HERO/CAA/CDB90. Militärexperten und Militärhistoriker haben darin 625 Schlachten aus 57 Kriegen modelliert und eine Fülle taktischer Details (wie z. B. Truppenstärke, Waffensysteme, Verluste, Terrain, Moral, Logistik, Dauer der Kampfhandlungen etc.) kodiert.³⁵ Nach diesem Datensatz gewinnen Demokratien 76% ihrer Schlachten (Reiter/Stam 2002: 72).

Stam und Reiter nutzen die Datenbank in zwei Versuchen. Einmal testen sie Moral, Führungsqualität und Initiative mit einem reduzierten Datensatz, der nur die Schlachten von Demokratien enthält. Der zweite Durchgang enthält den kompletten HERO/CAA/CBD90 Datensatz. Die Ergebnisse sind wiederum überraschend, aber sie relativieren die Hypothese der besseren Motivation von Demokratien in Kampfhandlungen. Während Demokratie mit überlegener Führungsqualität und Initiative signifikant korreliert und damit die Hypothese bestätigt, dass Demokratien im taktischen Kampf von ihrer politischen Kultur profitieren (Reiter/Stam 2002: 79), zeigen die Daten keinen oder nur einen geringen Zusammenhang zwischen Motivation und Demokratien an: »Our statistical analysis also demonstrates that democratic armies do not fight with [...] higher levels of morale [...]. Soldiers drawn from democracies are no more enthusiastic about their task than soldiers drawn from other kinds of system« (Reiter/Stam 2002: 73). Demokratische Soldaten kämpfen effektiver durch bessere Führung und Initiative auf dem Schlachtfeld, aber sie besitzen keine höhere Motivation. Weil der Korrelationskoeffizient (r) niedrig ist, vermuten die

34 Ein Sonderfall sind Guerillakriege. Guerilleros können jede konventionelle Schlacht militärisch verlieren und den Krieg dennoch gewinnen, solange ihnen der Zugang zur Bevölkerung nicht abgeschnitten wird. Allgemein gesprochen ist zwar das Gewinnen von Schlachten notwendig, um Kriege zu gewinnen, aber nicht ausreichend. *Letztlich entscheidend für den Kriegsausgang ist das Zusammenspiel der taktischen, operativen und strategischen Ebenen (letztere schließt u. a. die internationale Politik und Diplomatie mit ein, vgl. Luttwak (2003: 282f), Millett et al. (1988).*

35 Historical Evaluation and Research Organization (HERO), später Dupuy Institute. US Army Concepts Analysis Center (CAA). In ihr sind 625 Kampfhandlungen aus 57 Kriegen in der Zeitspanne von 1600 bis 1982 für jede am Krieg teilnehmende Seite kodiert; sie besitzt damit 1250 Fälle. Die in HERO/CAA/CDB90 und COW erfassten Kriege sind nicht identisch. Auch ist der HERO/CAA/CDB90 Datensatz problematisch. Es gibt keine Kriterien, welche Schlachten aufgenommen werden und welche nicht, und was überhaupt als Schlacht gilt. So sind von kleineren taktischen Gefechten bis hin zu größeren Operationen wie die Landung in der Normandie mit einem Schwerpunkt auf US-amerikanischen, deutschen und israelischen Militäraktionen erfasst. Der Datensatz wurde 1990 für das Institute for Defense Analysis (IDA) wegen Mängeln überarbeitet und in *Conventional Battle Database 1990* (CBD90) umbenannt. Zu den weiterhin bestehenden Problemen des HERO/CAA/CDB90 Datensatzes vgl. Reiter/Stam (2002: 75-76), Desch (2003: 39-41), Biddle (2004: 151-153) und Biddle/Long (2004: 533-534). Reiter/Stam reduzieren daher den Datensatz auf 82 Fälle. Trotz der Mängel bleibt der HERO/CAA/CBD90 als einziger öffentlich zugänglicher Datensatz brauchbar.

Autoren einen überlagernden Einfluss anderer Faktoren. Die statistischen Ergebnisse der militärischen Effektivität sind daher weniger robust als im Vergleich zur ersten Hypothese, nach der Demokratien ihre Kriege durch bessere Selektion gewinnen.

Tabelle 1: Die Datensätze und Ergebnisse im Überblick

Autor		Falleinheit	Demokratien siegreich	Demokratien besiegt	Autokratien Siegreich	Autokratien besiegt
Lake (1992)	1816-1992 (COW Datensatz)	Kriege N=26	21 (81%)	-	5 (19%)	-
		Staaten N=121	38 (54%)	9 (18%)	32 (46%)	42 (82%)
Reiter/Stam (2002)	1816-1990 (COW Datensatz)	Kriege N=197				
	Demokratien sind Aggressoren / Diktaturen als Angegriffene		14 (93%)	1	-	-
	Demokratien sind Angegriffene / Diktaturen als Angreifer		-	-	21 (60%)	14
	1800-1982 (CDB90 Datensatz)	Schlachten N=82	(76%)	-	-	-
Desch (2002)	1815-2002 (COW 2002 Datensatz)	»Faire Tests« Kriege N=9	6 (67%)	3	3	6

Das zweite Scharnier zwischen Demokratien und der militärischen Effektivität führt über die politische Kultur. Nicht eine bessere Motivation erhöht die taktische Leistungsfähigkeit, wie Reiter und Stam in ihrer Empirie feststellen. Außerdem muss eine höhere Motivation nicht einmal demokratischen Ursprungs sein, sondern kann generell im Nationalismus seine Quelle haben. Stattdessen führt die demokratische Kultur zu besser ausgebildeten und entscheidungsfähigeren Soldaten, die nicht zögerlich sind, in Kampfhandlungen die Initiative zu ergreifen und damit insgesamt im Gefecht klüger handeln und entscheiden. Hier fließen beide Mechanismusstränge der These der überlegenen Demokratien mit dem Kantschen Argument zusammen, dass in Republiken die Bürger die Kriegszeche berappen müssen und daher kriegsabneigt sind: Die Soldaten der Demokratien kämpfen für ihre Sache und ihre selbst gewählte Regierung. Sie schlagen sich obendrein häufig besser. Es sind daher nicht die ökonomische Übermacht von Demokratien und die überlegenen demokratischen Militärbündnisse, die zum Sieg führen, sondern die demokratische Regierungsform und Kultur, die zu höherer militärischer Kampfkraft im taktischen Gefecht und zum Sieg im Krieg führt.

4.2.3. Alternative Erklärungen

Demokratische Bündnisse

Vielleicht gewinnt aber eine Demokratie ihre Schlachten und Kriege nicht, weil sie militärisch effektiver ist als eine Nichtdemokratie, sondern weil sie sich mit anderen Demokratien zu überlegenen Kriegskoalitionen verbündet und militärische Hilfe bekommt? Wenn sie angegriffen werden oder sich im Krieg befinden, kommen Demokratien sich gegenseitig außergewöhnlich oft zur Hilfe – verzerren sie dadurch nicht die Daten der taktischen und strategischen Effektivität? Um die Möglichkeit auszuschließen, dass demokratische Allianzen die Überlegenheit auf dem Schlachtfeld bewirken, isolieren Reiter und Stam weitere Variablen mithilfe von *Correlates of War* (COW) und *Militarized Interstate Disputes* (MID). Sie untersuchen, ob Demokratien anderen Demokratien häufiger zu Hilfe eilen und in Kriege als Alliierte eintreten. In 3 von 11 Fällen (27%) kamen sich Demokratien bei einem Angriff zur Hilfe. Damit konnten Demokratien nur wenig mehr Unterstützung erfahren als angegriffene Nichtdemokratien, die in 13 von 65 (20%) Fällen Unterstützung durch Dritte bekamen (Reiter/Stam 2002: 90). Die Reichweite demokratischer Waffenbruderschaft, so lautet ihre Schlussfolgerung, ist damit begrenzt: »The quantitative results produce an unmistakable conclusion: when a democracy is attacked, other democracies are not especially likely to rush to its aid« (Reiter/Stam 2002: 113).³⁶ Die demokratische Bündnisfähigkeit scheidet damit als Erklärung aus; die These der militärischen Effektivität von Demokratien wurde erneut gestärkt. Choi (2003, 2004) lehnt zwar die Reiter/Stamsche Selektionsthese ab, verteidigt statistisch dagegen aber ihre These, dass Demokratien durch ihr Allianzverhalten eine finanzielle und materielle Zuwendung erfahren und damit *doch* bessere Allianzpartner sind und somit siegen. Allerdings halten Desch (2003) und Gartzke/Gleditsch (2004) mit ihren Einwänden und eigenen statistischen Tests dagegen. Sie finden in ihren Ergebnissen Stam und Reiter bestätigt, dass Demokratien nicht die besseren Allianzen schmieden. Die Frage nach den Quellen militärischer Macht berührt damit alte Fragen nach den Ursachen und Wirkungen von Allianzen in den IB, die bis auf Mancur Olsen und Richard Zeckhauser (1966) zurückgehen. Hinzu kommt, dass die untersuchten Datensätze nur bis 1990 reichen. Heute hat sich möglicherweise das Allianzverhalten noch einmal grundlegend geändert, weil sich auch die Militäreinsätze und Missionen verändert haben. Die Militäroperationen von Demokratien liegen heute in der Mehrzahl im Graubereich von humanitären Interventionen und friedenserhaltenden Maßnahmen und weniger im Bereich der konventionellen Kriege. Die Antworten sind daher weiterhin nicht befriedigend.

Materielle Ressourcen

Wie Lake (1992: 31-32) sind auch Reiter/Stam nicht blind für weitere alternative Erklärungen demokratischer Überlegenheit. Eine schlanke Erklärung, warum Staaten Kriege gewinnen, verweist immer darauf, dass einige Nationen mehr Kriegs-

36 Vgl. auch Gartzke/Gleditsch (2004); Simon/Gartzke (1996).

güter produzieren können. Vielleicht sind Demokratien einfach reicher, was nur zweitrangig damit zusammenhängt, dass sie auch Demokratien sind.³⁷ Reiter/Stam geben daher der alternativen Erklärungskraft der traditionellen Variablen Raum. Sie untersuchen wie Lake (1992), ob nicht der *wirtschaftliche Reichtum* oder die *effektivere Mobilisierung von Ressourcen* durch Demokratien der Schlüssel zur Erklärung ist (Reiter/Stam 2002: 115). Zumindest ließ ein vorheriger Test von ihnen, im Gegensatz zu den Ergebnissen von Biddle (2004), die Möglichkeit zu, dass militärindustrielle Faktoren eine – wenn auch weniger signifikante – Rolle spielen könnten (Reiter/Stam 2002: 49). Sie testen zwei Hypothesen, die eine Gefahr für ihre eigene These darstellen. Erstens fragen sie, ob Demokratien generell ökonomisch stärker sind. Für die Zeit von 1800 bis 1990 korrelieren sie dabei Wirtschaftsleistung, Energieverbrauch, militärindustrielle Kapazitäten (Stahl- und Eisenproduktion), Militärausgaben, Soldaten und Gesamtbevölkerung mit dem Regimetypus. Zweitens testen sie, ob Demokratien ihre materiellen Ressourcen effizienter in Kriegsgüter, welche die Truppen an der Front benötigen, übersetzen können, so dass nicht nur ihre kriegsökonomische Extraktionsrate höher ist, sondern auch ihre *militärökonomische Effizienz*.³⁸ Danach müssten Demokratien mehr Panzer, Flugzeuge und Kriegsschiffe produzieren und auf dem Schlachtfeld einsetzen. Stam und Reiter untersuchen diesen Aspekt wiederum unter Verwendung der HERO-Datenbank.

Ihre Ergebnisse widerlegen die schlanke Erklärung. Sie können keine statistischen Hinweise dafür finden, dass Demokratien durch ihre ökonomische Potenz gewinnen (Reiter/Stam 2002: 135-136).³⁹ Weder besitzen Demokratien eine größere Wirtschaftsleistung, noch mobilisieren sie ihre Ressourcen in Kriegszeiten effizienter. Das Beispiel der USA im Zweiten Weltkrieg, die für die europäische und die pazifische Front Kriegsmaterial produzierten, verdeckt die weitaus häufiger vorkommende Situation, dass Demokratien numerisch unterlegen sind (und dennoch den Krieg gewinnen).

Interessanterweise zeigt die HERO-Datenbank sogar an, dass Demokratien ihre Armee nicht mit quantitativ mehr Kriegsgerät ausstatten (Reiter/Stam 2002: 142-143) als andere Staaten. Noch überraschender ist, dass Demokratien nicht einmal ihre Truppen mit besserer Waffentechnologie ausstatten und deshalb Gefechte gewinnen: »In short, it appears that the historical record does not support the claim that democracies win wars because they enjoy superior technology« (Reiter/Stam 2002: 135). Stam und Reiter werten diese negativen Ergebnisse als Stärkung ihrer zweiten These, dass der Regimetyp Demokratie einen unabhängigen Effekt auf das

37 Biddle/Long (2004) haben zurecht angemerkt, dass die Demokratieforschung noch nicht geklärt hat, ob Demokratie die Ursache fürreichere Marktwirtschaften ist, oder ob es sich andersherum verhält und der Wohlstand Demokratie verursacht.

38 Militärökonomische Effizienz entspricht der Übertragungsleistung der Produktion von Kriegsmaterial auf das Schlachtfeld, vgl. Gholz (2003, 2004).

39 Auch Gartzke (2001) findet keine statistischen Hinweise auf die Hypothese, dass demokratische Streitkräfte Soldaten durch Technologie ersetzen.

Schlachtfeld und den Kriegsausgang hat. Ökonomische Überlegenheit und kriegsökonomische Effizienz scheiden als Erklärung aus.

5. Kritik der Thesen, Daten und Methoden

So beeindruckend die Daten, Ergebnisse und Schlussfolgerungen von Lake und Reiter/Stam sind, gibt es dennoch starke Einwände gegen ihr Vorgehen und ihre Thesen.⁴⁰ So werden das Datenmaterial, der Mechanismus und der theoriegeleitete Zusammenhang zwischen militärischer Effektivität und Demokratie kritisiert. Die Kritiker verwerfen daher die These, dass Demokratien häufiger gewinnen und der Regimetyp einen Unterschied in der Kriegsführung macht. Nicht zuletzt muss die rationale Selektionsthese an der unvorhersehbaren Dynamik von Kriegen scheitern.

5.1. Die Kritik von Desch: Der Regimetyp macht kaum einen Unterschied

Desch (2002) ist der umfassendste Kritiker der These demokratischer Überlegenheit. Er richtet seine Kritik gegen die Daten, das methodische Vorgehen und den kausalen Mechanismus. Er versucht nachzuweisen, dass die konventionellen Möglichkeiten (militärische Stärke, Art des Konfliktes und Nationalismus), Siege in Kriegen zu erklären, sehr gut tragen und auch ohne den Regimetyp Kriegsausgänge erklären können.

5.1.1. Deschs Kritik der Daten

Desch hält zunächst den *Selektionseffekt*, den Stam und Reiter als Erklärung anführen, für einen Verzerrungseffekt, der durch eine unzulässige Fallauswahl und die Art der Datenerhebung zustande kommt. Die Verzerrung zugunsten der Demokratien resultiert aus einer extremen (militärindustriellen) Ungleichheit der sich gegenüberstehenden Gegner. Desch nennt diese Fälle »unfaire Tests« (Desch 2002: 13), weil sie nach Eckstein keine »entscheidenden Fälle« darstellen, die eine alternative Erklärung ausschließen. Lake und Stam/Reiter nehmen Fälle auf, so lautet der Vorwurf von Desch, in denen eine Seite über einen strategischen Vorteil von über 2:1 in den

konventionellen Militärindizes⁴¹ verfügt. Sie nehmen Fälle auf, in denen das nationale Interesse am Krieg ungleich intensiv ist und Fälle gemischter Allianzen, in denen der Kriegsbeitrag der Demokratien gering war. Um methodisch korrekt vorzu-

40 Kritiker sind Desch (2002), Brooks (2003) und etwas milder Biddle/Long (2004).

gehen und den Regimeeffekt im Krieg zu isolieren, hätten sich die Autoren dagegen gerade auf solche Fälle konzentrieren müssen, in denen die Gegner etwa gleich stark waren (Desch 2002: 13, Fn. 22). Desch findet 54 solcher »unfairer« Fälle im aktuellen COW Datensatz von 75 Kriegen. In der von den unfairen Tests bereinigten Menge von 21 sind nur noch 9 Fälle enthalten, in denen Demokratien ($\text{PolityIII} > 6$) gegen Nichtdemokratien Krieg führen. Drei davon verlieren die Demokratien, die restlichen 6 Kriege (67%) gewinnen sie. Die Datenmenge ist aber damit für einen statistischen Test zu gering, um eine entsprechend starke These belegen zu können. Wird der relative *polity*-Wert ($\text{PolityIII} > \text{PolityII}$) genommen, ist also ein Staat auf dem *polity*-Index demokratischer als ein anderer, kann Desch die Fallzahl der Kriege zwar auf 21 erhöhen, aber die »demokratischeren« Staaten gewinnen nur noch zu 57%. Zusammengefasst hält es Desch daher für möglich, dass der Zusammenhang zwischen Regimetyp und dem häufigeren Gewinnen von Kriegen eine Scheinkorrelation ist: »Certain factors that make it more likely that a state will win democratic also increases the likelihood that it will win most of its wars« (Desch 2002: 7). Man kann mit dem Vorgehen von Stam/Reiter und Lake nicht ausschließen, dass klassische militärindustrielle Faktoren nicht doch das Ergebnis erklären können. Der *Selektionseffekt* und die *demokratische Kultur* stehen somit auf sehr wackeligen Füßen.

Darüber hinaus weisen Desch (Desch 2002: 38-41) wie auch andere Autoren (Biddle/Long 2004; Rotte/Schmidt 2003) auf die Mängel des HERO/CAA/CDB90 Datensatzes hin, die trotz mehrmaliger Überarbeitung und Korrekturen weiter bestehen. Biddle und Long nehmen den Datensatz und die Ergebnisse, die dieser liefern kann, in Schutz. Sie halten die HERO/CAA/CDB90 Daten trotzdem für brauchbar, weil sie zwar viele Mess- und Kodierfehler enthalten, die Standardabweichung dadurch höher und die Wahrscheinlichkeit, Korrelationen zu finden, geringer wird als bei anderen Datensätzen. Diese Fehler verursachen aber keine systematische Verzerrung der Ergebnisse (Biddle/Long 2004: 534). Wenn trotz des »Rauschens« im Datensatz eine Korrelation gefunden wird, so spricht dies eher für einen Zusammenhang als dagegen. Darüber hinaus ist HERO/CAA/CDB90 leider der einzige öffentlich zugängliche Datensatz, in dem Kriegshandlungen im Gegensatz zu Kriegen kodiert sind.

-
- 41 Die Alliierten hatten nach Desch im Pazifik eine Überlegenheit in der Eisen- und Stahlproduktion von 12:1 und eine 10 mal größere Bevölkerung als Japan, Desch (2002: 14). Andererseits gewann Nazideutschland zu Beginn des Zweiten Weltkriegs gegen Frankreich, die Niederlande und Belgien, die zusammen etwa gleich stark in konventioneller Hinsicht waren wie Deutschland. Desch wirft Lake daher eine Misagggregation (Vereinigung) von Siegen vor, weil er u. a. den Sieg im Zweiten Weltkrieg den Demokratien zuschlägt, obwohl die Sowjetunion die Hauptlast trug. Reiter und Stam disaggregieren (zergliedern) den Zweiten Weltkrieg in Phasen und verbuchen jeweils Siege und Niederlagen den Demokratien wie Nichtdemokratien. Allerdings ist auch Deschs Kriterium des »fairen Tests« fragwürdig, weil als militärischer Vorteil in Operationen die Daumenregel von 3:1 in lokaler, numerischer Überlegenheit von Truppen an der Front und 1,5:1 für den Gesamtschauplatz gilt. Das 2:1 Kriterium von Desch, das sich nicht nur auf die Truppenkonzentration beschränkt, kritisiert Lake in seiner Antwort (Lake 2003: 160).

5.1.2. Deschs Kritik des Mechanismus

Mit seinem zweiten Kritikpunkt greift Desch die Logik des kausalen Mechanismus an, den Reiter/Stam (2002) und Lake (1992) zugrunde legen. Desch kritisiert, dass der Kausalmechanismus an drei Stellen nicht unbedingt logisch nachzuvollziehen ist, bzw. nicht konsequenterweise zu dem Ergebnis demokratischer Effektivität führen muss. Erstens existiert zwar eine Korrelation zwischen Demokratie und militärischer Effektivität, aber bekannterweise bedeutet dies noch keine Kausalität. Alternative Erklärungen können nicht ausgeschlossen werden. Gerade die in der Demokratietheorie genannten Vorbedingungen für eine erfolgreiche Demokratisierung (Wohlstand, Bildung, Marktwirtschaft, innenpolitische Stabilität etc.) verleihen auch militärische Stärke und Vorteile. Damit ist unklar, ob Demokratie militärische Effektivität verursacht oder ob nicht die gleichen Vorbedingungen, die zur erfolgreichen Entfaltung von Demokratien führen auch zur erfolgreichen Entwicklung militärischer Effektivität führen (Desch 2002: 18, 26). Der Zusammenhang zwischen Regimetyp und militärischer Effektivität existiert daher nur scheinbar oder ist durch andere Variablen kodeterminiert. Er ist Ausdruck einer Pseudokorrelation, weil ein ganz anderer Mechanismus – nämlich die Vorbedingungen erfolgreicher Demokratisierung – ebenfalls zur militärischen Effektivität führen.

Zweitens verweist Desch auf den ungeklärten Zusammenhang zwischen Demokrieursachen und Wohlstand: »There is no consensus in the development literature on which way the causal arrow runs« (Desch 2002: 26). Diese Kritik nehmen Biddle/Long (2004) auf und führen sie zugespitzt weiter. Sie finden in ihrer Untersuchung, dass ein hohes *Humankapital*, *harmonische zivil-militärische Beziehungen*⁴² und eine *demokratische* Kultur erheblich mit militärischer Effektivität korrelieren. Sie machen jedoch auf ein theoretisches Problem aufmerksam, das ihre Ergebnisse, die zunächst Reiter/Stam und Lake zu bestätigen scheinen, ambivalent werden lässt. Diese Faktoren sind auch Bedingungen für die Entwicklung von Demokratie. Ist Demokratie nun eine Ursache dieser Erfolgsfaktoren oder ist Demokratie selbst nur ein Effekt, ein Ergebnis dieser Faktoren? Biddle und Long können diesen kritischen Punkt alleine aus der Theorie heraus nicht beantworten. Ihre Auswertung aber zeigt, dass Demokratie nur dann eine höhere Effektivität erzeugt, wenn angenommen wird, dass Demokratie die Ursache der Faktoren ist. Wenn sie den Kausalgang umkehren, also Demokratie das Resultat dieser Faktoren ist, wirkt sich eine demokratische Verfasstheit des Staates sogar negativ auf das militärische Leistungsniveau aus:

»Our central finding is that the battlefield effectiveness bonus previously attributed to democracy is a product of many democracies' superior human capital, civil-military

42 Harmonisch in dem Sinne, dass ein Pramat der Politik über das Militär herrscht und eine Regierung nicht von Streitkräften beseitigt wird, wenn sie nicht mit den Zielen der Kriegsstrategie übereinstimmt. In Demokratien können die zivil-militärischen Beziehungen spannungsreich sein, wenn sich die Politik in wichtigen Strategiefragen einmischt. Dennoch kann – möglicherweise gerade deshalb – eine erfolgreiche Kriegsführung stattfinden, vgl. Cohen (2002).

relations, and cultural background. When we control for these other unit-level traits, the marginal effect of democratic political organization per se is actually to reduce effectiveness, not increase it» (Biddle/Long 2004: 541).

Demokratie ist relevant für die militärische Effektivität, aber nur in der theoriegeleiteten kausalen Kette, die Demokratie als Ursache von Wohlstand, hohem Bildungsniveau, politischer Stabilität und demokratischer Zivilkultur sieht. Ihr Ergebnis unterstützt die Anhänger der These demokratischer Überlegenheit: nichtsystemische Faktoren wie Regimetyp, Kultur etc. spielen eine Rolle im erfolgreichen Führen von Operationen. Dieser Umstand ist allerdings abhängig von dem gewählten demokratietheoretischen Blickwinkel, von der ungeklärten Frage nach den Ursachen von Demokratie. Biddle und Long sind daher Agnostiker bezüglich des kausalen Mechanismus, der hinter der militärischen Effektivität von Demokratien stecken soll. Sie argumentieren, dass die Demokratieforschung klären muss, ob Demokratie eine Ursache oder ein Effekt von Wohlstand, stabiler Innenpolitik und demokratischer Kultur ist. Erst dann lässt sich ein Zusammenhang zwischen Demokratie und Sieg herstellen oder widerlegen. Für Biddle/Long ist daher zunächst wichtiger, dass sich in der Analyse von Kriegen die Analyseebene wieder auf disaggregierte, substaatliche Faktoren wie Kultur und Regimetyp richtet und militärische Operationen als Untersuchungseinheit genommen werden (Biddle/Long 2004: 541).

Der dritte Kritikpunkt von Desch betrifft die Wirkungskette des Mechanismus. Desch argumentiert, dass der Wirkungsmechanismus, den Stam/Reiter und Lake identifizieren, besonders die *Selektionsthese*, nicht auf Demokratien begrenzt ist. Auch Autokratien überlegen sich reiflich, welche Kriege sie beginnen. Desch führt gute Gründe an, warum der Zwang, die richtige Kriegsentscheidung zu treffen gleichfalls auch in Autokratien existent ist (Desch 2002: 24, 32-34). Möglicherweise wirkt er dort sogar stärker als in Demokratien. Während eine Regierung in einer Demokratie wegen einer schlechten Strategie oder eines verlorenen Krieges nur mit ihrer Abwahl durch das Volk zu rechnen hat, drohen dagegen Autokraten, die Kriege verlieren, ganz andere Sanktionen. Nicht selten müssen sie mit der Verbannung ins Exil, Staatsstreich, Gefängnis oder der Exekution rechnen. Die institutionellen-rationalen Anreize, die richtige Entscheidung zu treffen, sind somit ungleich höher als in Demokratien. Der *Selektionseffekt* kommt folglich sehr gut auch ohne demokratische Staatsstrukturen zustande.

Für die *militärische Effektivitätsthese* verweisen Biddle/Zirkle (1996) jedoch auf eine implizite Erklärung, die weniger mit den Vorteilen der Demokratie oder Wohlstand und Bildung zu tun hat, als vielmehr damit, dass in Autokratien institutionelle Strukturen bestehen, welche die militärische Effektivität, besonders das Element des Streitkräfteinsatzes, einschränken. In vielen Regimen behindert die Angst der Regierenden vor Umstürzen eine effektive Ausbildung und Training der Streitkräfte. Häufig werden militärische Posten nicht nach Verdienst sondern nach politischer Loyalität oder ethnischer Gruppenzugehörigkeit vergeben, häufig kommt es zu politischen Säuberungen in den Offiziersrägen, und nicht selten werden die Truppen weit weg von den Machtzentren stationiert, damit sie das Regime nicht gefährden und nicht, um in einer besseren strategischen Position zu sein, wenn das Land ange-

griffen wird. Training und Munitionsbestände sind wegen der Angst vor Umstürzen eingeschränkt. Darüber hinaus sind die Militärs in Autokratien oft nicht auf das konventionelle Kriegsführen ausgerichtet, sondern nehmen eher Polizeifunktionen und andere regimestützende Aufgaben wahr. All dies führt zu Dysfunktionalitäten, die eine militärische Effektivität mindern. Moderne Technologie, selbst wenn sie vorhanden ist, ist in solchen Regimen nicht in die Strategie und Ausbildung integriert und folglich kaum relevant, wenn ein Gegner konfrontiert wird, der das »moderne System« des Streitkräfteeinsatzes beherrscht (Biddle/Zirkle 1996; Biddle et al. 1999; Biddle 2004).

5.2. Die Kritik von Brooks: Institutionen sind nicht gleich politische Kultur

In ein ähnliches Horn bläst Risa Brooks. Auch sie lobt die Verdienste der Autoren, die Debatte über die Quellen militärischer Macht wieder angestoßen zu haben. Aber sie macht ein »Erklärungsvakuum« (Brooks 2003: 159f) im Buch von Stam und Reiter aus: »There is no true analytical engine driving the testing machine« (Brooks 2003: 165). Die dünne Beschreibung der Ergebnisse ersetzt das Argument, so lautet Brooks Vorwurf. Den Selektionsmechanismus und die militärische Effektivitätsthese von Stam und Reiter hält sie für eine Anhäufung disparater Hypothesen (Brooks 2003: 165). Stam und Reiter testen eine Reihe von Hypothesen, finden drei (Selektion, Führungsqualität und Initiative) davon empirisch bestätigt und präsentieren diese als Erklärung. Sie vernachlässigen dabei andere militärtaktische Faktoren, wie sie z. B. Kenneth M. Pollack (2002) untersucht: Logistik, Handhabung der Waffensysteme, Informationsflüsse, Ausbildung und der Zusammenhalt der Truppe oder den Streitkräfteeinsatz (Brooks 2003: 166).

Auch an der Logik des Mechanismus lässt Brooks kein gutes Haar. Sie wirft Stam und Reiter vor, politische Institutionen und politische Kultur zu verwechseln. Letztere war verantwortlich für die überlegene militärische Effektivität durch bessere Führung und Initiative auf dem Schlachtfeld, und erstere für die Selektion der Kriege mit Aussicht auf Erfolg. Aber auch der kausale Zusammenhang zwischen politischer Kultur und militärischer Effektivität steht auf tönernen Füßen. Wahlen und eine demokratische Verfassung, so Brooks, implizieren noch keine liberale Gesellschaft, die Initiative und Individualismus fördert. Es gibt nichtliberale Gesellschaften, die dennoch demokratische Institutionen und Prozeduren besitzen (Brooks 2003: 173; Zakaria 1997). So gesehen bleiben Stam und Reiter eine Erklärung schuldig, warum z. B. das demokratische Großbritannien der viktorianischen Ära mit seiner rigiden Klassengesellschaft auf Grund der politischen Kultur eine hohe militärische Effektivität durch Individualismus und Initiative aufweisen sollte. Aber nicht nur die Gleichsetzung von politischen Institutionen und politischer Kultur ist problematisch, der kausale Mechanismus hakt auch an einer weiteren Stelle. Selbst in den Demokratien, die eine liberaldemokratische Kultur besitzen und Individualismus und Eigeninitiative fördern, ist eine Übertragung dieser Werte und Normen in ihre militärische Kultur nicht unbedingt möglich, da diese ganz andere Anforderun-

gen (z. B. Hierarchie und Gehorsam) stellt (Brooks 2003: 175). Dieser Fehlschluss schlägt sich daher in der Konzeptionalisierung und in der Methode von Stam und Reiter nieder. Weder messen Stam und Reiter die demokratische politische Kultur, sondern setzen dafür den *polity*-Wert ein, noch ist die Operationalisierung der militärischen Initiative durch HERO/CAA/CDB90 für ihre Untersuchung adäquat. HERO/CAA/CDB90 erfasst Initiative schlicht in dem Sinne, welche Seite in Kampfhandlungen Angreifer und welche Partei in der Defensive war. Dies ist etwas anderes als Stam und Reiter eigentlich mit individueller taktischer Initiative und Führung im Kampf zeigen wollten (Brooks 2003: 182). Sie hätten stattdessen untersuchen können, ob die Befehlsstruktur der »Auftragstaktik«, die Entscheidungsfreiheit und Individualismus auf der taktischen Ebene besser widerspiegelt als Angriff oder Verteidigung, häufiger in Demokratien vorkommt.

Stam und Reiters Operationalisierung ist nach Meinung von Brooks nicht nur fragwürdig, sie vermengen auch ihre Variablen. Sie kontrollieren bei der Frage nach militärischer Effektivität nicht die Wirkung von anderen Faktoren wie Bildung und Humankapital (vgl. Biddle/Long 2004), die mit Demokratie auch bei Stam und Reiter positiv korrelieren (Reiter/Stam 2002: Kapitel 2 und 5). Sie übergehen damit eine mögliche kausale Variable (*omitted variable*) (Brooks 2003: 183), weil sie Indikatoren für Demokratie, aber nicht für Humankapital miteinbeziehen. Diese unterschlagene Variable führt zu dem Ergebnis, dass die Stärke der Kausalität der Variable »Demokratie« aufgeblasen wird. Biddle/Long (2004) bestätigen dies. Sie kontrollieren die Variablen »Humankapital« und »Bildung«, mit dem Ergebnis, dass der Faktor Demokratie weniger stark mit der militärischen Effektivität korreliert. Wie Desch hält Brooks deshalb demokratische Strukturen für ein *Artefakt* in der Erklärung von Siegen (Brooks 2003: 184).

5.3. Weitere Kritik und Bewertung

Ein weiterer – von den Kritikern aber nicht angesprochener – wunder Punkt der Theisen demokratischer Kriegsüberlegenheit liegt in ihrem Kriegsverständnis. Kriege sind trotz aller Planungen und Vorbereitungen soziale Prozesse, die durch Friktion, Unsicherheit, Risiko, Emotionen und nicht selten auch durch Glück geprägt sind. Die wissenschaftlichen Versuche der Strategischen Studien oder der *Operations Research* können die Unsicherheit, die in Bezug auf den Ausgang von Kriegen und Schlachten besteht, nur reduzieren, nicht gänzlich beseitigen. Zu sehr verhängt der »Nebel der Schlacht« und die Friktion im Krieg den klaren Blick auf den Verlauf und den Kriegsausgang. Ein Hauptvorwurf an Lake, Stam und Reiter liegt darin, dass sie ein *lineares* Verständnis von Krieg besitzen (vgl. Beyerchen 1992). Sie betrachten nur eine Seite der Kriegsteilnehmer. Kriege sind aber dynamische Prozesse mit zwei gegnerischen Seiten, die in Interaktion treten. Es entstehen unvorhersehbare Wechselwirkungen; der Gegner kann immer ganz anders reagieren als erwartet. Den Ausgang eines Krieges lässt sich daher auch nicht durch ein demokratisches Regierungssystem oder einer demokratischen Kultur besser vorherbestimmt.

men. Diese demokratieinternen Mechanismen können aufgrund ihrer zivil-militärischen Beziehungen maximal nur das Risiko verkleinern, dass demokratische Staaten sich in militärische Abenteuer stürzen. Ob dieser »kleine« Unterschied ausreicht, um das statistische Ergebnis von Lake, Stam und Reiter zu erklären, müsste erst getestet werden. Die Erklärungskraft der Selektionsthese ist zwar vom Mechanismus her plausibel gedacht, sie wird aber von der eigenen »Grammatik« des Kriegs begrenzt. Auch demokratische Kriegsentscheidungen helfen nicht darüber hinweg. Auch ein von Demokratien begonnener Krieg ist ein dynamischer Prozess, an dem zwei Seiten beteiligt sind, der mit Friktionen behaftet ist und der seine eigene Dynamik entfaltet, sobald der erste Schuss abgefeuert wurde.

6. Die Antworten auf die Kritiker

Lake und Stam/Reiter weisen die Kritik von Desch zurück, dass die »unfairen« Fälle⁴³ die Ergebnisse verzerrten und deshalb herausgenommen werden müssen. Erstens sind es ja gerade diese Charakteristika der Überlegenheit von Demokratien, die ihre Theorie voraussagt. Diese »ungleichen« Fälle herauszunehmen, würde bedeuten, das Forschungsdesign von der Theorie zu trennen (Lake 2003: 154, 158). Würden sie diesem Rat folgen, ließe sich aber dennoch keine Kausalität feststellen, denn »causality cannot be understood apart from a prior theory« (Lake 2003: 154).

Zweitens, Kausalität ist nicht gegeben, wenn, wie Desch (2002: 18) es verlangt, alle alternativen Erklärungen ausgeschlossen werden können, sondern Kausalität verlangt die Spezifizierung der Beziehung zwischen unabhängiger und abhängiger Variable. Dieser kausale Mechanismus verläuft bei Lake (1992; 2003: 162f) von der »Rentenökonomie« zu einem »imperialistischen bias« in der Außenpolitik von Nichtdemokratien via eines niedrigeren Niveaus an öffentlichen Gütern, niedrigeren Wirtschaftswachstums und weniger Loyalität – ausgelöst durch die fehlende Kontrolle des Staates durch seine Bürger. In Demokratien hingegen ist die Rentenökonomie schwächer ausgeprägt, die Quantität und Qualität öffentlicher Güter sowie die Einkommen höher und die Loyalität der Bürger gegenüber ihrem Staat sowie die Angst vor Nichtdemokratien dort stärker. In der Summe sind die Opportunitätskosten für die Kriegsführung von Demokratien geringer. Dieser Mechanismus, so Lake (1992; 2003: 156, 160f, 165-166), produziert die Überlegenheit von Demokratien im Krieg. Der kausale Mechanismus, so gibt Lake zu, ist sehr lang und komplex, aber die einzelnen Gelenkverbindungen hat er in weiteren Untersuchungen getestet (Lake/Baum 2001; Baum/Lake 2003).

Drittens macht Lake darauf aufmerksam, dass sein eigenes Forschungsdesign nicht versucht, eine deterministische Beziehung zwischen Demokratie und Sieg herzustellen. Seine Hypothesen sind probabilistisch, seine Schlussfolgerungen daher auch moderat: »it only suggests that democracy will contribute positively to victory,

43 »Unfaire Fälle« sind Fälle, in denen ein Staat über einen Vorteil von 2:1 bezüglich der materiellen Machtindizes verfügt.

which it clearly does« (Lake 2003: 166). Die Chance eines demokratischen Staates, einen Krieg zu gewinnen, ist um 50% höher als die Chance eines autokratischen Staates (Lake 2003: 166). Selbst wenn militärindustrielle Faktoren auf ein Maximum gesetzt werden, können solche Werte nicht von Nichtdemokratien erreicht werden. Demokratien besitzen mit ihrer überlegenen militärischen Effektivität neben Freiheit, Wohlstand und Friedfertigkeit eine »vierte« Tugend (Reiter/Stam 2002: 1). Der Regimetyp als Ursache militärischer Stärke hat also weiterhin einen außerordentlichen Effekt.

Reiter und Stam finden Deschs Einwände ebenfalls nicht überzeugend und verteidigen ihre beiden Thesen. Wie auch Lake plädieren sie dafür, die Ergebnisse nicht durch das Weglassen von Fällen zu stärken, sondern durch die Hinzunahme von Kontrollvariablen wie Macht, Strategie und Territorium (Reiter/Stam 2003: 174). Sie wiederholen den Test von Desch und kontrollieren den Effekt militärindustrieller Kapazitäten, die Desch in seinem Modell nicht mitgetestet hat. Der »marginale Effekt« (Desch 2002), den die Demokratie auf den Ausgang von Kriegen hat, wird dadurch wieder substanzialer (Reiter/Stam 2003: 176). Sie taxieren den Unterschied, den dieses »Etwas« der Demokratien ausmacht, auf 92% (Reiter/Stam 2003: 177).

Tabelle 2: Demokratien und die Chancen des Sieges/Zusammenfassung von (Desch 2003: 181)

	Gewinnt Kriege zu
Demokratien (Polity > 6)	80%
Demokratiewert der Gegner relativ (Polity > Polity)	70%
Demokratien »faire Fälle«	60%

7. Zwischenstand der Debatte

Desch referiert in seiner Entgegnung auf die Antworten noch einmal den Konsens und die strittigen Punkte in der Debatte. Einvernehmen herrscht darüber, dass Demokratie kein Hindernis für das Gewinnen von Kriegen ist (Desch 2003: 181).⁴⁴ Sie sind einer Meinung, *dass* materielle wie nichtmaterielle Machtfaktoren, also auch der Regimetyp das Ergebnis von Kriegen entscheiden. Sie differieren nur in der Gewichtung der Faktoren. Sie stimmen auch letztlich darin überein, dass jeder Begriff von Kausalität einen theoretischen Rahmen voraussetzt (Desch 2003: 182), der die Mikrofundierung spezifiziert. Strittig geblieben ist dagegen zum einen die methodische Frage, *wie* die unterschiedlichen Hypothesen zu testen sind und zum

44 Biddle/Long (2004) kommen zu einem späteren Zeitpunkt zu anderen empirischen Ergebnissen, aber nicht zu einer anderen Interpretation.

anderen die theoretische Frage, *wie* der Mechanismus konzipiert werden soll, der Demokratie und Sieg kausal verbindet. Stam und Reiter messen die Signifikanz des Zusammenhangs, aber nicht den relativen Effekt von Demokratie auf einen Sieg (Desch 2003: 183f). Desch verteidigt sein Vorgehen, die Fallzahl auf »faire« Fälle zu reduzieren, weil dies einen ähnlichen Effekt hat wie die Hinzunahme von Kontrollvariablen. Er kontrolliert die Wirkung alternativer Variablen und misst ihren relativen Effekt auf den Kriegsausgang. Dabei erweist sich »Demokratie« immer noch als die Variable mit dem geringsten Einfluss auf die Ergebnisse (Desch 2003: 186). Auch die Frage des kausalen Mechanismus ist nicht gelöst. Desch verweist noch einmal auf die geringe Zahl von 10 Kriegen, die von Demokratien (in der Mehrzahl von Großbritannien, den USA und Israel) begonnen wurden. Er bezweifelt, dass aus dieser geringen Datenmenge überhaupt robuste Ergebnisse gewonnen werden können. In der Hälfte dieser Fälle kann er keine mikrofundierten Hinweise auf einen Selektionsmechanismus entdecken, der die Siege erklären kann. Weder gab es bei diesen Kriegen in den Demokratien eine lebhafte öffentliche oder parlamentarische Debatte noch wurden die Regierungen wiedergewählt (Desch 2003: 189f). Auch die Wirkungskette des zweiten Mechanismus der militärischen Effektivität scheint sich nicht mit der Empirie zu verbinden. Desch schlägt daher zum Abschluss vor, Fälle zu suchen, in denen Demokratien auf einen Krieg verzichtet haben, weil ihre Aussichten, ihn zu gewinnen, schlecht waren. Der Weg zu dieser Entscheidung muss dann genau mit dem Mechanismus des Selektionseffektes übereinstimmen (Desch 2003: 192).

8. Ergebnisse der Debatte und die Schlussfolgerungen für die weitere Grundlagen- und Policy-Forschung

Demokratien haben die Mehrzahl ihrer zwischenstaatlichen Kriege gewonnen. Trotz einiger Mängel und Kontroversen um die Datensätze scheint es gesichert, dass das nicht nur purer Zufall oder schieres Kriegsglück sein kann. Demokratien besitzen damit eine erklärbungsbedürftige Tendenz. Aber eine plausible Erklärung für dieses Phänomen ist die Forschung bisher schuldig geblieben. Ein überzeugender Kausalmechanismus, um die Empirie zu erklären, ist von Verfechtern wie Gegnern der These demokratischer Überlegenheit bislang nicht gefunden worden. Zwei neue Mechanismen (*Selektionseffekt und militärische Effektivität*) wurden vorgeschlagen, die im Kern auf die institutionellen wie kulturellen Regimeeigenschaften zurückgehen. Sie gehen dabei über die Standarderklärung der Internationalen Beziehungen hinaus, die, inspiriert durch den Neorealismus, lange Zeit nur auf militärisch-materielle Fähigkeiten für die Kriegsführung zurückgriffen. Allerdings sind diese neuen Mechanismen noch überarbeitungsbedürftig. Eine überzeugende Klärung, warum und wie der Faktor *Demokratie* hier *wirkt*, ist noch nicht gelungen.

Die Debatte hat jedoch indirekt drei Ergebnisse zu Tage gefördert. Erstens eröffnet sie eine neue Perspektive auf die Frage, wie Demokratien mit ihren Gewaltmitteln umgehen. Zunächst ging es bei der Klärung der Frage, warum Demokratien

Kriege gewinnen, darum, die Häufigkeit des Phänomens festzustellen und es dann mit den besonderen institutionellen Mechanismen des Regimetyps in Zusammenhang zu bringen. Hier besitzt die Debatte eine Anschlussfähigkeit an andere Fragestellungen der Internationalen Beziehungen und der Außenpolitikforschung, die sich bislang nur mit den institutionellen Entscheidungsmechanismen und den öffentlichen Diskursen in Demokratien in Bezug auf Kriege oder Interventionen beschäftigen.⁴⁵ Diese Arbeiten bleiben jedoch bei der Untersuchung der innenpolitischen Entscheidungen stehen. Die Frage nach den militärischen Fähigkeiten und ihrer Wirkung wurde in ihren Analysen nicht integriert. Sie stellen nicht die Frage nach der *Führung* von Militäroperationen und den militärischen *Fähigkeiten* von Demokratien, obwohl dies Auswirkungen auf die Entscheidung für Kriege und Interventionen hat.⁴⁶ Die Kausalität kann hier in beide Richtungen laufen, sodass die militärischen Fähigkeiten zur Schlüsselvariablen werden können. Die Art der Entscheidung zum Krieg kann die Art der Kriegsführung beschränken (wie z. B. im Kosovokrieg, wo lediglich der Einsatz von NATO-Luftstreitkräften Konsens war) wie auch umgekehrt die militärischen Fähigkeiten den Entscheidungskorridor bestimmen können. Dieser Zusammenhang wurde noch nicht systematisch überprüft und bietet noch erhebliches Forschungspotenzial.⁴⁷ Die Frage, warum der Regimetyp Demokratie die Tendenz aufweist, seine Kriege häufig zu gewinnen und überlegene militärische Fähigkeiten zu generieren, wird sowohl zu einem Problem der Demokratieforschung als auch der Theorien des demokratischen Friedens.

Über die Debatte der Kriegsführung von Demokratien hinaus wirft die Suche nach den Gründen der militärischen Siege von Demokratien zweitens die Frage auf, wie das Konzept *militärische Macht* in den Internationalen Beziehungen verstanden, konzeptionalisiert und angewendet werden soll. Auch hier bestehen noch erhebliche Lücken in der Forschungsmethode wie in der Theorie. Den Umweg, den die Debatte zur Erklärung demokratischer Siege von der Bestimmung der Häufigkeit demokratischer Siege über die Bestimmung der Ursachen militärischer Macht (Regimetyp oder materielle Faktoren) gegangen ist, hat indirekt dazu beigetragen, dass über den Begriff *militärisches Potenzial* oder *militärische Fähigkeit* erneut diskutiert werden muss. Die Waltzschen militärtechnischen *capabilities* wurden in den Internationalen Beziehungen zu lange der Einfachheit halber als die Summe der (materiellen) militärischen Machtmittel verstanden (vgl. Baldwin 2002). Konstruktivisten und andere haben explizit *nichtmilitärische* Quellen von Macht, wie Diplomatie, Wirtschaft, kulturelle Ausstrahlung etc., in den internationalen Beziehungen untersucht (Baldwin 2002: 184; Nye 2004, 1990). Sie sind aber nicht darauf eingegangen, wie militärische Macht entsteht und wie sie wirkt. Dadurch ist ein gestützter, unvollständiger Begriff von *militärischer Macht* entstanden.

45 Vgl. Brock et al. (2002).

46 Siehe als Beispiel für eine Erklärungskette, die Kriegs- und Interventionsentscheidungen untersucht, dabei aber militärische Fähigkeiten und die Art der Kriegsführung unberücksichtigt lässt: Auerswald (2004); Fendius Elman (2000).

47 Fordham (2004). Z. B. wurden der Kosovo-Krieg oder die UNOSOM Operation in Somalia unter starken politischen Beschränkungen geführt.

Die Debatte hat mit den Variablen »Regimetyp« und »Streitkräfteeinsatz« eine mögliche Alternative eingeführt. Mit ihnen kann die militärische Effektivität besser bestimmt werden, als es mit der materiellen Komponente der militärischen Kapazitäten alleine möglich ist.⁴⁸ Sie hat gezeigt, dass sich selbst *militärische Effektivität*, in den IB oft verkürzt verstanden als aggregierte »brute material forces« (Wendt 1999: 97), aus Ideen und Kultur speist, die sich in Strategien, Doktrin und Taktiken widerspiegeln.⁴⁹ Deren Ursache, Form und Wirkung wiederum, darauf hat die Debatte hingedeutet, ist möglicherweise vom Regimetyp abhängig. *Militärische Fähigkeit* ist keine exklusiv materialistische Variable. Diese weichen, aber entscheidenden Faktoren hinzunehmen, ermöglicht eine geeignete Analyse der militärischen Komponenten von Macht. Sie erlauben eine passgenauere Prognose über die militärischen Fähigkeiten anderer Staaten oder Organisationen, die über Gewaltmittel verfügen. Darüber hinaus besitzen diese Faktoren den Vorzug, das Konzept *militärische Macht* der konstruktivistischen Analyse zugänglich zu machen.⁵⁰ Mit ihnen kann *militärische Macht* in den IB besser bestimmt und gemessen werden. Sie sind möglicherweise der Schlüssel zur Klärung, warum Demokratien ihre Kriege gewinnen.

Drittens hilft es demokratischen Entscheidungsträgern nicht weiter zu wissen, dass sie von 50 Kriegen in den nächsten 50 Jahren die meisten mit hoher Wahrscheinlichkeit gewinnen werden (Baldwin 2002). Für sie ist es wichtiger zu verstehen, wie sie einen bestimmten Krieg unter bestimmten Umständen führen müssen. Aber um einen Militäreinsatz morgen erfolgreich führen zu können, müssen heute die Entscheidungen über die adäquaten Streitkräftestrukturen, den Verteidigungshaushalt, die Beschaffung militärischer Gerätschaften, das Training der Soldaten etc. – kurz: über die »richtige« Militärpolitik getroffen werden. Ein gestützter Begriff von *militärischer Effektivität*, dem nur die materielle technische Komponente zugrunde liegt, begünstigt militärpolitische Fehlentscheidungen. Heute ist davon besonderes die Debatte über die »Transformation« der Streitkräfte oder die »Revolution in militärischen Angelegenheiten« betroffen. Um den Begriff militärischer Effektivität neu zusammenzusetzen, muss nicht bei Null angefangen werden. Es kann auf die Definition von Allan Millett, Williamson Murray und Kenneth Watman (1988) zurück gegriffen werden. *Militärische Effektivität* ist definiert als »der Prozess, bei dem Streitkräfte Ressourcen in Kampfkraft umwandeln, [...] Kampfkraft ist die Fähigkeit, den Gegner zu zerstören, während der Schaden begrenzt wird, den er im Gegenzug zufügen kann« (Millett et al. 1988: 2).⁵¹ Diese Fähigkeit

48 Hierzu besonders Biddle (2004), Biddle et al. (1999).

49 Den Strategischen Studien ist dies bekannt, aber sie haben den Streitkräfteeinsatz mit wenigen Ausnahmen nicht zur abhängigen Variablen gemacht. Vgl. Snyder (1977); Booth (1979); Posen (1984); Gray (1986); Rosen (1995); Kier (1995); Baylis et al. (2002).

50 In der Regel verweisen konstruktivistische Analysen auf nichtmilitärische Quellen von Macht, um die materielle Komponente von Macht zu kritisieren (vgl. dazu Baldwin 2002: 184). Aufzudecken, dass sich selbst *militärische Effektivität* aus Regimeeigenschaften speist, ist ein großer Nebenverdienst dieser Debatte. Vgl. Autoren wie z. B. Posen (1984); Kier (1997); Rosen (1995); Biddle/Zirkle (1996); Pollack (2002).

lässt sich nicht alleine als numerischer oder technologischer Kräftevergleich messen, sondern erst in der Kombination materieller und nichtmaterieller Faktoren, wie z. B. in der Art und Weise des *Streitkräfteeinsatzes* (Biddle 2004: 2-3). Dieser kann vielfältige strategische, operative und taktische Formen annehmen. Er ist dabei mehr als nur die offensive oder defensive Disposition der Truppen. Unabhängig von Angriff oder Verteidigung beinhaltet der *Streitkräfteeinsatz* als »modernes System« (Biddle 2004) die kombinierte Beherrschung von Tarnung, Deckung, Feuerkraft, Bewegung, den Kampf im Waffenverbund und das Heranführen von Reserven (Biddle 2004: 3, 28-51). Neben den konventionellen Fähigkeiten ist der Streitkräfteeinsatz darüber hinaus abhängig von der militärischen Mission und den damit verbundenen politischen Zielen, die innerhalb eines breiten Spektrums zwischen konventionellem Krieg, Friedenserzwingung und Friedenserhaltung, Aufstands- und Terrorismusbekämpfung, Katastrophenhilfe und der Ausbildung und dem Training befreundeter Nationen variieren kann.⁵² Schließlich muss die eigene militärische Effektivität immer in Relation zu den eigenen Zielen und denen des Gegners betrachtet werden.

Die Debatte über die Form militärischer Fähigkeiten ist nicht neu, und in der Politikwissenschaft werden die Begriffe in jeder Dekade neu erfunden. In der Vergangenheit wurde schon einmal über die Bestimmung militärischer Fähigkeiten und Kapazitäten gestritten. Damals war das konventionelle Gleichgewicht zwischen der NATO und dem Warschauer Pakt Gegenstand einer Kontroverse.⁵³ Diese Debatte hörte aber mit dem Ende des Kalten Krieges in Europa auf, interessant und notwendig zu sein. Heute stellt sich die Frage nach militärischen Fähigkeiten erneut, jedoch vor einem anderen Hintergrund. In Zeiten großer und kleiner Kriege ist die Beschäftigung mit der militärischen Komponente von Macht wieder wichtig geworden, um die Militäroperationen von Demokratien kritisch zu begleiten. Es gilt, die eigenen Fähigkeiten und Schwächen sowie die des Gegners richtig einzuschätzen. Notwendig dazu ist ein umfassender Begriff militärischer Effektivität, der seine materiellen wie immateriellen Quellen zusammenbringt. Die Theorien der Internationalen Beziehungen müssen dazu nur einen Seitenblick auf die Strategischen Studien werfen.⁵⁴ Diese wiederum müssen sich, das hat die Debatte über demokratische

51 Die Konzentration auf die Zerstörung gegnerischer Kräfte als Definition *militärischer Macht* bzw. *Effektivität* hat eine lange Tradition in der US-amerikanischen Strategiedebatte. Vgl. Weigley (1973: xiv); Pearlman (1999); Biddle (2004: 6). Erst in jüngster Zeit werden auch neue Maßeinheiten für militärische Effektivität diskutiert (z. B. Opfervermeidung, Beweglichkeit, Flexibilität, Effekt-basierte Operationen oder Vernetzung und Digitalisierung).

52 Shelton (2000). Dabei kommt es in Militäreinsätzen immer häufiger dazu, dass sich Phasen unterschiedlicher Intensität nicht mehr sequenziell unterscheiden oder überlappen, sondern gleichzeitig stattfinden können. Zu diesem »Three Block War« vgl. Krulak (1999).

53 Mearsheimer (1983, 1989); Epstein (1988, 1989); Friedberg (1987). Noch weiter zurück liegt die Frage von Militärpotenzialen im Nuklearzeitalter, vgl. u. a. Knorr (1970); Marshall (1966); Wylie (1967).

54 Farrell (1996); Betts (2000, 1997); Buzan/Herring (1998); Howard (1979).

militärische Effektivität ebenfalls gezeigt, konstruktivistischen Variablen wie Kultur, Ideen, Identität und Regimetyp öffnen.

Die kritische Analyse von Militäroperationen muss nicht den Militärwissenschaften überlassen werden. Auch die Politikwissenschaft und insbesondere die IB kann auf diesem Gebiet zu neuen Erkenntnissen beitragen, die in militärwissenschaftlichen Abhandlungen (z. B. DuBois et al. 1998) bislang übersehen wurden. Stam (1996), Reiter/Stam (1998) Reiter/Meek (1999), Rotte/Schmidt (2003) und Biddle (2004) zeichnen hier eine mögliche IB-Perspektive auf die Analyse von Strategie und Militäroperationen vor. Auch bleibt diese Betrachtungsweise nicht ohne praktische Relevanz für militärpolitische Entscheidungen, beispielsweise bei der aktuellen Frage, ob moderne Militärtechnologie (»Revolution in Military Affairs«, »Transformation«, »Vernetzte Operationsführung« etc.) der alleinige Weg zum Erfolg auf dem Schlachtfeld der Zukunft ist, oder ob die Ressourcen nicht besser in Training und Taktik der Truppen investiert sind, oder ob eine ganze andere Balance zwischen beiden Faktoren notwendig ist. Dies sind mitunter hochaktuelle militärpolitische Entscheidungen, bei denen u. a. die Art der Konzeptionalisierung von *militärischer Effektivität* von Bedeutung für das Entscheidungsergebnis sein kann (Biddle 2002, 2004; Desch 2002: 43).

Nicht zuletzt hat die These der demokratischen Überlegenheit auch die Grenzen der militärischen Effektivität von Demokratien aufgezeigt. Militärische Kapazitäten können noch so fortgeschritten sein und noch so überlegen eingesetzt werden, ihre Anwendung wird stets durch den Willen demokratischer Bürger begrenzt. Diesem Punkt widmen Reiter und Stam (2002: Kapitel 7) ein eigenes Kapitel, auf das die Kritiker nicht mehr eingegangen sind. Hier untersuchen sie die Standfestigkeit und Ausdauer der öffentlichen Meinung in Demokratien während eines Krieges. Sie kommen zu dem Schluss, dass sich die öffentliche Meinung in Demokratien wie eine Sanduhr verhält. Die Unterstützung schwindet, je länger ein Militäreinsatz andauert, je mehr Opfer er fordert und je unwichtiger der Einsatz in den Augen der Bürger wird.⁵⁵ Daraus folgern sie, dass sich Demokratien kurze Kriege aussuchen. Sollte ein Krieg aber länger dauern als erwartet und steigende Opferzahlen mit sich bringen, müssen Demokratien ihre Hoffnungen auf einen schnellen Sieg begraben, einen Waffenstillstand aushandeln, ihre (politische) Definition von »Sieg« revidieren oder *exit*-Optionen eruieren.

Der Clausewitzsche »Schwerpunkt«, die Stärke und gleichzeitige Verwundbarkeit demokratischer Militäroperationen, liegt daher weder ausschließlich in den »besseren« Einsatzplänen, der höherwertigen, vernetzten technologischen Ausstattung oder der stärkeren Feuerkraft, noch liegt er in der besseren Moral oder im professionellen Training von demokratischen Soldaten. Diese sind vielmehr zu notwendigen aber nicht ausreichenden »Zentren« (Strange/Iron 2004; Echevarria 2004) der militärischen Effektivität geworden. Der Erfolg von Militäroperationen von Demo-

55 Andere Forscher haben die Reaktion demokratischer Bevölkerungen differenzierter aufgearbeitet, siehe Mueller (1973); Larson (1996); Everts/Isernia (2001); Beaver/Gelpi (2004).

kratien ist stattdessen davon abhängig, dass der »Demos« von der Notwendigkeit und Richtigkeit überzeugt ist, die eigenen militärischen Kräfte für bestimmte gemeinsame politischen Ziele einzusetzen. Bei Kriegen und Militäreinsätzen, in denen es nicht mehr um das eigene Überleben der Bürger und die Verteidigung ihres Eigentums geht – und das gilt heute und in Zukunft wohl für die Mehrzahl demokratischer Kriege und Interventionen – ist die Unterstützung der Bevölkerung um so mehr zur kritischen Ressource geworden.

Literatur

- Adams, Karen Ruth* 2003: Attack and Conquer? International Anarchy and the Offense-Defense-Deterrence Balance, in: *International Security* 28: 3, 45-83.
- Albrecht, Ulrich/Hummel, Hartwig* 1990: »Macht«, in: Rittberger, Volker (Hrsg.): *Theorien der Internationalen Beziehungen. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven* (PVS-Sonderheft 21), Opladen, 90-109.
- Auerswald, David P.* 2004: Explaining Wars of Choice: An Integrated Decision Model of NATO Policy in Kosovo, in: *International Studies Quarterly* 48: 3, 631-662.
- Baldwin, David A.* 2002: Power and International Relations, in: Carlsnaes, Walter/Risse, Thomas/Simmons, Beth (Hrsg.): *Handbook of International Relations*, London, 177-191.
- Baum, Matthew A.* 2004: Going Private: Public Opinion, Presidential Rhetoric, and the Domestic Politics of Audience Costs in U.S. Foreign Policy Crises, in: *Journal of Conflict Resolution* 48: 5, 603-631.
- Baum, Matthew A./Lake, David A.* 2003: The Political Economy of Growth: Democracy and Human Capital, in: *American Journal of Political Science* 47: 2, 333-347.
- Baylis, John/Wirtz, James/Cohen, Eliot/Gray, Colin* (Hrsg.) 2002: *Strategy in the Contemporary World: An Introduction to Strategic Studies*, Oxford.
- Betts, Richard K.* 1982: Surprise Attack: Lessons for Defense Planning, Washington, DC.
- Betts, Richard K.* 1997: Should Strategic Studies Survive?, in: *World Politics* 50: 1, 7-33.
- Betts, Richard K.* 2000: Is Strategy an Illusion?, in: *International Security* 25: 2, 5-50.
- Betts, Richard K.* 2002: The Soft Underbelly of American Primacy: Tactical Advantages of Terror, in: *Political Science Quarterly* 117: 1, 19-36.
- Beyerchen, Alan* 1992: Clausewitz, Nonlinearity and the Unpredictability of War, in: *International Security* 17: 3, 59-90.
- Biddle, Stephen D.* 2001: Rebuilding the Foundations of Offense-Defense Theory, in: *The Journal of Politics* 63: 3, 741-774.
- Biddle, Stephen D.* 2002: Afghanistan and the Future of Warfare: Implications for Army and Defense Policy (U.S. Army War College, Strategic Studies Institute), Carlisle, PA.
- Biddle, Stephen D.* 2004: Military Power: Explaining Victory and Defeat in Modern Battle, Princeton, NJ.
- Biddle, Stephen D./Hinkle, Wade P./Fischerkeller, Michael P.* 1999: Skill and Technology in Modern Warfare, in: *Joint Forces Quarterly* 22, 18-27.
- Biddle, Stephen D./Long, Stephen* 2004: Democracy and Military Effectiveness: A Deeper Look, in: *Journal of Conflict Resolution* 48: 4, 525-546.
- Biddle, Stephen D./Zirkle, Robert* 1996: Technology, Civil-Military Relations, and Warfare in the Developing World, in: *Journal of Strategic Studies* 19: 2, 171-212.
- Booth, Ken* 1979: *Strategy and Ethnocentrism*, New York, NY.
- Brock, Lothar/Geis, Anna/Götze, Catherine/Müller, Harald/Sohnius, Stephanie/Schüngel, Daniela* 2002: Ursachen der wechselnden Beteiligung demokratischer Staaten an Kriegen seit 1990 (HSFK-Kernprojekt IV/1, Frankfurt a. M.), in: http://www.hfsk.de/downloads/Kernprojekt_IV-1.pdf; 20.09.2005.

- Brooks, Risa A. 2003: Making Military Might: Why Do States Fail and Succeed?, in: International Security 28: 2, 149-191.
- Brown, Michael E./Coté, Owen R.(Jr.)/Lynn-Jones, Sean M./Miller, Steve E. 2002: Offense, Defense, and War, Cambridge.
- Brown, Seyom 2003: The Illusion of Control: Force and Foreign Policy in the Twenty-First Century, Washington, DC.
- Bueno de Mesquita, Bruce 2003: The Logic of Political Survival, Cambridge, MA.
- Bueno de Mesquita, Bruce/Lalman, David 1992: War and Reason: Domestic and International Imperatives, New Haven, CT.
- Bueno de Mesquita, Bruce/Morrow, James D./Siverson, Randolph/Smith, Alastair 1999: An Institutional Explanation of the Democratic Peace, in: American Political Science Review 93: 4, 791-807.
- Buzan, Barry/Herring, Eric 1998: The Arms Dynamic in World Politics, London.
- Choi, Ajin 2003: The Power of Democratic Cooperation, in: International Security 28: 1, 142-153.
- Choi, Ajin 2004: Democratic Synergy and Victory in War, 1816-1992, in: International Studies Quarterly 48: 3, 663-682.
- Chojnacki, Sven 2003: Demokratien und Krieg. Das Konfliktverhalten demokratischer Staaten im internationalen System, 1946-2001, Wissenschafts Zentrum Berlin (WZB), Berlin, Discussion Papers P 2003-304.
- Cohen, Eliot A. 2002: Supreme Command: Soldiers, Statesmen, and Leadership in Wartime, New York, NY.
- Cordesman, Anthony H. 2003: The Iraq War: Strategy, Tactics, and Military Lessons, Washington, DC.
- Daase, Christopher 1999: Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegsführung die internationale Politik verändert, Baden-Baden.
- Desch, Michael C. 2002: Democracy and Victory: Why Regime Type Hardly Matters, in: International Security 27: 2, 5-47.
- Desch, Michael C. 2003: Democracy and Victory: Fair Fights or Food Fights?, in: International Security 28: 1, 180-194.
- DuBois, Edmund L./Hughes, Wayne P./Low, Lawrence J. 1998: A Concise Theory of Combat, Monterey, CA.
- Echevarria, Antulio J. 2004: Center of Gravity: Recommendations for Joint Doctrine, in: Joint Forces Quarterly 35, 10-17.
- Epstein, Joshua M. 1988: Dynamic Analysis and the Conventional Balance in Europe, in: International Security 12: 4, 154-165.
- Epstein, Joshua M. 1989: The 3:1 Rule, the Adaptive Dynamic Model, and the Future of Security Studies, in: International Security 13: 3, 90-127.
- Everts, Philip P./Isernia, Pierangelo 2001: Public Opinion and the International Use of Force, London.
- Eyre, Dana P./Suchman, Mark C. 1996: Status, Norms, and the Proliferation of Conventional Weapons: An Institutional Theory Approach, in: Katzenstein, Peter J. (Hrsg.): The Culture of National Security: Norms and Identity in World Politics, New York, 79-113.
- Farrell, Theo 1996: Figuring Out Fighting Organization, in: Journal of Strategic Studies 19: 1, 112-356.
- Farrell, Theo 1998: Culture and Military Power, in: Review of International Studies 24: 3, 407-416.
- Farrell, Theo 2001: Transnational Norms and Military Development: Constructing Ireland's Professional Army, in: European Journal of International Relations 7: 1, 63-102.
- Farrell, Theo/Terriff, Terry (Hrsg.) 2002: The Sources of Military Change: Culture, Politics, Technology, Boulder, CO.
- Feaver, Peter/Gelpi, Christopher 2004: Choosing Your Battles: American Civil-Military Relations and the Use of Force, Princeton, NJ.
- Fendius Elman, Miriam 2000: Unpacking Democracy: Presidentialism, Parliamentarism, and Theories of Democratic Peace, in: Security Studies 9: 4, 91-126.

- Fordham, Benjamin O.* 2004: A Very Sharp Sword: The Influence of Military Capabilities on American Decisions to Use Force, in: *Journal of Conflict Resolution* 48: 5, 632-656.
- Friedberg, Aaron L.* 1987: The Assessment of Military Power, in: *International Security* 12: 3, 190-201.
- Gartzke, Erik* 2001: Democracy and the Preparation for War: Does Regime Type Affect States' Anticipation of Casualties?, in: *International Studies Quarterly* 45: 3, 467-484.
- Gartzke, Erik/Gleditsch, Kristian S.* 2004: Regime Type and Commitment: Why Democracies are Actually Less Reliable Allies, in: *American Journal of Political Science* 48: 4, 775-795.
- Geis, Anna* 2001: Diagnose: Doppelbefund – Ursache: ungeklärt? Die Kontroverse um den »demokratischen Frieden«, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 42: 2, 283-298.
- Gholz, Eugene* 2003: Military Efficiency, Military Effectiveness, and Military Formats (Paper presented at the American Political Science Association Annual Meeting, Philadelphia, 29.08.2003), unv. Ms.
- Gholz, Eugene* 2004: The Military-Industrial Complex and Military Effectiveness (Paper presented at International Studies Association, Montreal, 19.03.2004), unv. Ms.
- Glaser, Charles/Kaufmann, Chaim D.* 1998: What is the Offense-Defense Balance and How Can We Measure it?, in: *International Security* 22: 4, 44-82.
- Gray, Colin* 1986: Nuclear Strategy and National Style, Lanham, MD.
- Gray, Colin* 1999: Strategic Culture As Context: The First Generation Strikes Back, in: *Review of International Studies* 25: 49-69.
- Handel, Michael I.* 2003: Intelligence and the Problem of Strategic Surprise, in: Handel, Michael I./Betts, Richard K./Mahnken, Thomas G. (Hrsg.): *Paradoxes of Strategic Intelligence: Essays in Honor of Michael I. Handel*, Portland, OR, 1-58.
- Hasenclever, Andreas* 2002: Sie bewegt sich doch. Neue Erkenntnisse und Trends in der quantitativen Kriegsursachenforschung, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 9: 2, 331-364.
- Henderson, Errol A.* 2002: Democracy and War: The End of an Illusion?, Boulder, CO.
- Howard, Michael* 1979: The Forgotten Dimension of Strategy, in: *Foreign Affairs* 57: 5, 975-986.
- Janowitz, Morris* 1964: The New Military: Changing Patterns of Organization, New York, NY.
- Johnston, Alastair Ian* 1995: Thinking About Strategic Culture, in: *International Security* 19: 4, 32-64.
- Katzenstein, Peter J.* (Hrsg.) 1996: The Culture of National Security: Norms and Identity in World Politics, New York, NY.
- Kier, Elizabeth* 1995: Culture and Military Doctrine: France between the Wars, in: *International Security* 19: 4, 65-93.
- Kier, Elizabeth* 1997: Imagining War: French and British Military Doctrine Between the Wars, Princeton, NJ.
- Kier, Elizabeth* 1998: Homosexuals in the U.S. Military: Open Integration and Combat Effectiveness, in: *International Security* 23: 2, 5-39.
- Knorr, Klaus E.* 1970: Military Power and Potential, Lexington, MA.
- Krepinevich, Andrew F.* 2003: Statement by Andrew F. Krepinevich, 108th U.S. Congress, House of Representatives, House Armed Services Committee, Washington, DC: 21.10.2003.
- Krulak, Charles C.* 1999: The Strategic Corporal: Leadership in the Three Block War, in: *Marines Magazin* 28: 1, 29-34.
- Lake, David A.* 1992: Powerful Pacifists: Democratic States and War, in: *American Political Science Review* 86: 1, 24-37.
- Lake, David A.* 2003: Fair Fights? Evaluating Theories of Democracy and Victory, in: *International Security* 27: 2, 154-167.
- Lake, David A./Baum, Matthew A.* 2001: The Invisible Hand of Democracy. Political Control and The Provision of Public Services, in: *Comparative Political Studies* 34: 6, 587-621.
- Lantis, Jeffrey S.* 2002: Strategic Culture and National Security Policy, in: *International Studies Review* 4: 3, 87-113.

- Larson, Eric V. 1996: Casualties and Consensus: The Historical Role of Casualties in Domestic Support For U.S. Military Operations, Santa Monica, CA.
- Luttwak, Edward N. 1980: The Operational Level of War, in: International Security 5: 3, 61-79.
- Luttwak, Edward N. 2003: Strategie: Die Logik von Krieg und Frieden, Lüneburg.
- Lynn-Jones, Sean M. 1995: Offense-Defense Theory and Its Critics, in: Security Studies 4: 4, 660-691.
- Marshall, Andrew W. 1966: Problems of Estimating Military Power (RAND Paper P-3417), Santa Monica, CA.
- Marshall, S. L. A. (1947) 2000: Men Against Fire: The Problem of Battle Command, Norman, OK.
- Mearsheimer, John J. 1983: Conventional Deterrence, Ithaca, NY.
- Mearsheimer, John J. 1989: Assessing the Conventional Balance: The 3:1 Rule and Its Critics, in: International Security 13: 3, 54-89.
- Meinken, Arno 2005: Militärische Kapazitäten und Fähigkeiten afrikanischer Staaten. Ursachen und Wirkungen militärischer Ineffektivität in Subsahara-Afrika (Stiftung Wissenschaft und Politik, Studie S4), Berlin.
- Millett, Allan R./Murray, Williamson/Watman, Kenneth H. 1988: The Effectiveness of Military Organizations, in: Millett, Allan R./Murray, Williamson (Hrsg.): Military Effectiveness. Volume I: The First World War, Boston, 1-30.
- Moskos, Charles C. 1970: The American Enlisted Man: The Rank And File in Today's Military, New York, NY.
- Mueller, John E. 1973: War, Presidents, and Public Opinion, New York, NY.
- Müller, Harald 2002: Antinomien des demokratischen Friedens, in: Politische Vierteljahrsschrift 43: 1, 46-81.
- Murray, Williamson/Scales, Robert H. 2003: The Iraq War: A Military History, Cambridge, MA.
- Nye, Joseph S. 1990: Soft Power, in: Foreign Policy 18: 4, 153-171.
- Nye, Joseph S. 2004: Soft Power: The Means to Success in World Politics, New York, NY.
- Olson, Mancur/Zeckhauser, Richard 1966: An Economic Theory of Alliances, in: Review of Economics and Statistics 48, 266-279.
- Overy, Richard J. 1996: Why the Allies Won: Explaining Victory in World War II, New York, NY.
- Pearlman, Michael 1999: Warmaking and American Democracy: The Struggle Over Military Strategy, 1700 to the Present, Lawrence, KA.
- Pollack, Kenneth M. 2002: Arabs at War: Military Effectiveness, 1948-1991, Lincoln, NE.
- Posen, Barry 1984: The Sources of Military Doctrine: France, Britain, and Germany Between the World Wars, Ithaca, NY.
- Prins, Brandon C./Sprecher, Christopher 1999: Institutional Constraints, Political Opposition, and Interstate Dispute Escalation: Evidence from Parliamentary Systems, 1946-89, in: Journal of Peace Research 36: 3, 271-287.
- Reiter, Dan/Meek, Curtis 1999: Determinants of Military Strategy, 1903-1994: A Quantitative Empirical Test, in: International Studies Quarterly 43: 2, 363-387.
- Reiter, Dan/Stam, Allan C. 1998: Democracy and Battlefield Military Effectiveness, in: Journal of Conflict Resolution 42: 3, 259-277.
- Reiter, Dan/Stam, Allan C. 2002: Democracies at War, Princeton, NJ.
- Reiter, Dan/Stam, Allan C. 2003: Understanding Victory: Why Political Institutions Matter, in: International Security 28: 1, 168-179.
- Rosen, Stephen P. 1995: Military Effectiveness: Why Society Matters, in: International Security 19: 4, 5-31.
- Rotte, Ralph/Schmidt, Christoph M. 2003: On the Production of Victory: Empirical Determinants of Battlefield Success in Modern War, in: Defense and Peace Economics 14: 3, 175-192.

- Russett, Bruce* 1990: Controlling the Sword: The Democratic Governance of National Security, Cambridge, MA.
- Rynning, Sten* 2001: Shaping Military Doctrine in France: Decisionmakers between International Power and Domestic Interests, in: Strategic Studies 11: 2, 85-116.
- Scales Jr., Robert H.* 2003: Statement by Robert H. Scales Jr., 108th U.S. Congress, House of Representatives, House Armed Services Committee, Washington, DC: 21.10.2003.
- Schlachte, Klaus* 2002: Neues über den Krieg? Einige Anmerkungen zum Stand der Kriegsforschung in den Internationalen Beziehungen, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 9: 1, 113-138.
- Shelton, Henry* 2000: Peace Operations: The Forces Required, in: National Security Studies Quarterly 6: 3, 103-110.
- Simon, Michael W./Gartzke, Erik* 1996: Political System Similarity and the Choice of Allies. Do Democracies Flock Together or Do Opposites Attract?, in: Journal of Conflict Resolution 40: 4, 617-635.
- Singer, David J.* 1988: Reconstructing the Correlates of War Dataset on Material Capabilities of States, 1816-1985, in: International Interactions 14: 2, 115-132.
- Snyder, Jack L.* 1977: The Soviet Strategic Culture: Implications for Limited Nuclear Operations, Santa Monica, CA.
- Stam, Allan C. III* 1996: Win, Lose, or Draw, Ann Arbor, MI.
- Strange, Joseph L./Iron, Richard* 2004: Center of Gravity: What Clausewitz Really Meant, in: Joint Forces Quarterly 35, 20-27.
- Van Evera, Stephen* 1998: Offense, Defense, and the Causation of War, in: International Security 22: 4, 5-43.
- Van Evera, Stephen* 1999: Causes of War: Power and the Roots of Conflict, Ithaca, NY.
- Weigley, Russell F.* 1973: The American Way of War: A History of United States Military Strategy and Policy, New York, NY.
- Wendt, Alexander* 1999: Social Theory of International Politics, Cambridge.
- Wendt, Alexander/Barnett, Michael* 1993: Dependent State Formation and Third World Militarization, in: Review of International Studies 19: 4, 321-347.
- Wylie, J. C.* 1967: Military Strategy: A General Theory of Power Control, New Brunswick, NJ.
- Zakaria, Fareed* 1997: The Rise of Illiberal Democracy, in: Foreign Affairs 76: 6, 22-43.